

Zeitschrift: Jahrbuch vom Thuner- und Brienzersee
Herausgeber: Uferschutzverband Thuner- und Brienzersee
Band: - (1992)

Artikel: Die Cholere in Heiligenschwendi : Knochenstampfe, Säge, Mühle & Bäckerei
Autor: Frank, Georg
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1096851>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.03.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Georg Frank

Die Cholere in Heiligenschwendi – Knochenstampfe, Säge, Mühle & Bäckerei

Einleitung

Im Berner Volkskalender erschien 1947 vom Thuner Heimatkundler Samuel A. Gassner der Aufsatz über «Alte Mühlen im Amt Thun». In dem Abriss finden die Wasserwerke am Hünibach lediglich ganz am Rande und unvollständig Erwähnung; Angaben zur Cholere in der Gemeinde Heiligenschwendi fehlen gar vollständig.

Der einzige, allerdings leider nur mangelhafte Bericht über die Cholere erschien 1982 im Thuner Tagblatt.



Abb. 1. Choleremüli; Baujahr 1864. Beeindruckend ist die grosszügige, schlichte Bauweise; auf dem mächtigen Mauersockel der Mühle ruht der Riegbau (Wohnteil und Estrich). Aufnahme 1990

Gespräche mit Gewährspersonen aus der Region haben gezeigt, wie wenig genaues Wissen um die Gewerbebetriebe am Cholerebach heute noch vorhanden ist; sehr schnell verlieren sich die Spuren in Mutmassungen. Keine der Gewährspersonen vermag sich an den Mühlebetrieb zu erinnern, geschweige denn an die Knochenstampfe, die im letzten Jahrhundert bestanden hat. Lediglich über die Bäckerei und die Sägerei liegen zuverlässige mündliche Berichte vor.

Kaum jemand dürfte heute noch ahnen, welche gewerbliche Geschäftigkeit sich einst in der Cholere entfaltet hat, an einem Ort, um den es heute still geworden ist. Lediglich die Gebäude, soweit sie heute noch vorhanden sind, mögen dem Betrachter noch einiges verraten.

Wenn in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auf dem Cholerebödli in der Gemeinde Heiligenschwendi der Versuch unternommen wurde, Gewerbebetriebe anzusiedeln, so hat das mit Wasserrad-Romantik nichts, mit Gewerbesinn und Unternehmergeist jedoch viel zu tun.

Für den Fremden, der in einem Thuner Hotel für kurze Zeit abgestiegen und auf einem seiner Ausflüge in der Umgebung durch die Cholerechlucht gewandert war, mochte vielleicht zutreffen, was in einem Reiseführer der 1880er Jahre zu lesen steht: «Hier, in diesem Waldgrün, in der Kühle, oberhalb der Fälle, in dem Wald, der seit Jahrtausenden diese Stelle bekleidet, ist es so versöhnend, allein zu sein mit der schmerzlichen Wunde, die eine kalte Welt dem Herzen geschlagen – beglückend, beseligend aber, allein der Natur das Glück zu verkünden, welches Freundschaft oder Liebe über uns ergross.»

Zu dieser Zeit war die Knochenstampfe bereits ausser Betrieb, und der Müller in der Cholere stand vor dem Konkurs.

Die vorliegende Darstellung hat zum Ziel, möglichst umfassend die Geschichte der Gewerbebetriebe und der Menschen in der Cholere nachzuzeichnen, den Verhältnissen nachzuspüren, in denen sie gelebt haben, und nach den Kräften zu fragen, die zum gewerblichen Aufblühen und Niedergang geführt haben. Sie ist Teil einer materialreichen Dokumentation zur Knochenstampfe, Säge, Mühle und Bäckerei in der Cholere, die als Lizentiatsarbeit am Deutschen Seminar der Universität Bern im Fach Dialektologie und Volkskunde der deutschen Schweiz zwischen 1989 und 1991 entstanden ist.

Aus Platzgründen musste an dieser Stelle auf den Abdruck des umfang-

reichen Dokumentationsmaterials (Pläne, Zeichnungen, Fotos, Zeitungsberichte, Glossar zur Säge, Mühle und Bäckerei) sowie auf den ganzen wissenschaftlichen Apparat (Quellen, Literatur, Anmerkungen usw.) verzichtet werden.

Für den interessierten Leser ist jedoch die vollständige Arbeit unter dem Titel «Frank, Georg, Die Cholere in Heiligenschwendi – Knochenstampfe, Säge, Mühle und Bäckerei, Darstellung und Dokumentation, Thun 1991» an folgenden Orten greifbar:

- Bibliothek des Deutschen Seminars der Universität Bern
- Gemeindeverwaltung, 3625 Heiligenschwendi
- Schweizerische Landesbibliothek, Hallwylstrasse 15, 3005 Bern
- Staatsarchiv des Kantons Bern, Falkenplatz 4, 3012 Bern
- Stadtbibliothek, Thunerhof, 3600 Thun

All den Beteiligten, die durch ihre Bereitwilligkeit und Mithilfe zum Entstehen dieser Arbeit beigetragen haben, allen voran Herrn Prof. Dr. Peter Glatthard und Herrn Fritz Stettler, danke ich an dieser Stelle herzlich.

Inhaltsverzeichnis

	Seite
1. Die Lage der Cholere – Topographie	72
2. Verkehrslage	72
3. Ortsnamen	
3.1. Bestand	74
3.2. Deutung	75
4. Die Knochenstampfe in der Cholere – Beginn der Wassernutzung	
4. 1. Die Errichtung	78
4. 2. Die heutigen Überreste	79
4. 3. Die Funktionsweise der Knochenstampfe	81
4. 4. Das Knochenmehl	81
5. Die Säge	
5. 1. Die Errichtung und die Handänderungen	83
5. 2. Das Gebäude	89
5. 3. Die Ausstattung	89

5. 4. Die Wasserfassung und -zuleitung	91
5. 5. Die Holzverarbeitung auf der Choleresaagi	95
5. 6. Die Saager auf der Choleresaagi	99
6. Die Mühle	
6. 1. Die Errichtung und die Handänderungen	100
6. 2. Das Gebäude	103
6. 3. Die Ausstattung	105
6. 4. Die Müllerei in der Cholerezüli – Die Deutsche Mühle . .	107
6. 5. Das Mahlgut.	110
6. 6. Der Getreideanbau	111
6. 7. Die Umstellung auf Walzenstühle	112
6. 8. Die Konkurrenz in der Region	112
6. 9. Auf die falsche Karte gesetzt.	113
6.10. Die Müller in der Cholere	113
6.10.1. Johann Wyss	114
6.10.2. Christian Sauser sen.	115
7. Die Bäckerei in der Cholere	
7. 1. Die Bäckerei	116
7. 2. Die Backstube	116
7. 3. Der Alte Bernerofen	117
7. 4. Die Ausstattung der Bäckerei	117
7. 5. Der Backvorgang	118
7. 6. Der Kundenkreis.	119
7. 7. Brot und Gebäck	119
7. 8. Die Bäcker in der Cholere	120
7. 8.1. Ernst Tschanz	120
8. Johann Zysset	120
9. Die Weid in der Kolaren – Eine Zusammenfassung	121

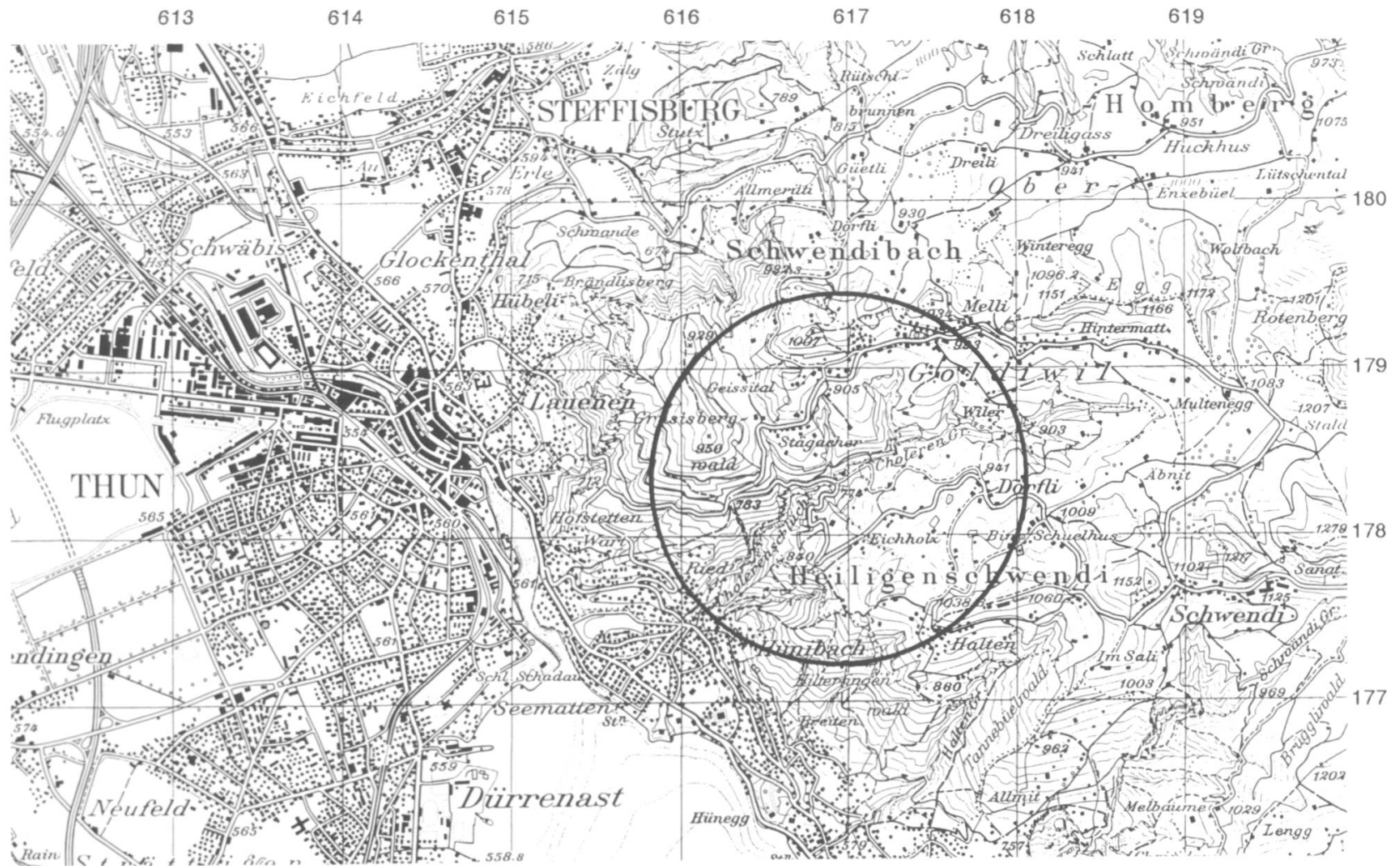


Abb. 2. Die Cholere in der Gemeinde Heiligenschwendi
 Landeskarte der Schweiz 1981, 1:50 000
 Reproduziert mit Bewilligung des Bundesamtes für Landestopographie vom 28. 10. 92.

1. Die Lage der Cholere – Topographie

Wer durch den Wald von Thun her kommend den Hünibach in der Cholere überschreitet, dem öffnet sich eine Lichtung, die in ihrem grössten Durchmesser rund 120 Meter misst: das Cholerebödeli. Gegen Osten wird das flache, bis wenig ansteigende Gelände durch eine steile Weide begrenzt; hier lässt der Wald eine Öffnung frei. Beherrscht wird der Platz von der einstigen Mühle, einem nach Nordosten zurückversetzten Riegbau, der auf mächtigen Grundmauern steht.

Eingangs der Lichtung, nur wenige Meter vom Bach und durch einen Ladenschuppen zum Teil verdeckt, liegt die Säge.

Nach dem Hinaustreten auf die Lichtung teilt sich nach wenigen Metern die Strasse: während die neue Fahrstrasse in einem weiten Bogen nach rechts in südlicher Richtung durch den Wald auf die Hundschüpfe hinaufführt, steigt die alte Naturstrasse nordostwärts steil gegen die Höfe der Cholere an.

Für die Bachquerung ist das Gelände in der Cholere besonders geeignet; bachabwärts verunmöglicht die tiefe Cholereschlucht, bachaufwärts der unwegsame Choleregrabe den Übergang. Der Hünibach, der sich in natürlichem Lauf durch den Choleregrabe windet und sich anschliessend über mehrere Stufen in die Cholereschlucht stürzt, entspringt an den bewaldeten Hängen des Bluemens und sammelt sein Wasser im offenen Kessel der Muutenegg.

2. Verkehrslage

Sowohl die Säge wie auch die Mühle waren auf eine gute Erschliessung angewiesen. Da beide Betriebe im 19. Jahrhundert an die Wasserkraft gebunden waren, ergaben sich für allfällige Neubauten in der Region Heiligenschwendi mit Ausnahme der Cholere keine weiteren Möglichkeiten. Das Cholerebödeli liegt insofern günstig, als an diesem Ort der Cholerebach leicht zu queren ist; die nächste Möglichkeit bietet sich bachaufwärts erst nach 1 km bei der Grabemüli. Dort befanden sich schon seit alter Zeit eine Mühle und eine Säge.

Übers Cholerebödeli wird schon seit urdenklicher Zeit ein Weg hinaus

zur Hole Tanne/Scheidwääg geführt haben. Von da konnten Hofstetten und Thun leicht auf den Windungen der steilen, alten Goldiwilstrasse, die in die Bächimatt hinunterführt, erreicht werden.

Als die Säge 1858 gebaut wurde, war die Strecke Schwendi–Hünibach mit Karren befahrbar. Alte Wegstücke sind im Bereich Fiischterbächli und durch die Weide gegen das Heimwesen Eggenberg noch zu sehen. In die Vorarbeiten zur Verbesserung der Wegverhältnisse von Thun nach der damaligen Gemeinde Goldiwil wurde auch die Gemeinde Heiligenschwendi einbezogen, da gleichzeitig die Erschliessung von Schwendi mit einer Stichstrasse ab der Hole Tanne bis zur neuen Säge vorgesehen war. Bis zum Beginn des Strassenbaus verstrichen mehrere Jahre, und nach einer grundlegenden Projektänderung, die die Linienführung über Louene-Wartbode brachte, wurden die Arbeiten 1870 begonnen; 1872 war die Choleresaaigi mit einer neuen Fahrstrasse erschlossen. Johann Zysset, der Teilhaber an der Choleresaaigi und Cholermüli, war seit 1860 Obmann der Gemeinde Heiligenschwendi; er war somit über die Planung der Strasse gut im Bilde.

Bereits 1861/62 war das Strassenstück Cholerebödeli–Dörfli neu gebaut worden. Hatte der alte Weg steil durch die Weide gegen das heutige Heimwesen Eggenberg geführt, so wurde nun das Trassee mit weniger Steigung und mit einer Kurve ausgangs des Waldes angelegt.

Vermutlich dürfte schon lange auch ein Fussweg vom Cholerebödeli gegen die Hundschüpfe geführt haben. Dieser Hof war aber für Fuhrwerke vorerst nur von Schwendi her erschlossen. 1862 erhielt Samuel Spring, der Teilhaber an der Choleresaaigi, von Zysset das Recht, einen 7 Fuss breiten Fahrweg durch den Möslwald zu seinem Heimwesen anzulegen. Als Mitbesitzer der Säge brachte dies für ihn merkliche Vorteile.

Die Neue Schwendistrasse (die Nöii Straass) mit der heutigen Linienführung wurde schliesslich 1916/17 erstellt. 1909 war bereits die neue Betonbrücke mit ihrem weiten Bogen über den Cholerebach gebaut worden; der Neubau war nötig geworden, weil das Unwetter vom 25. Juli 1907 die alte Brücke zerstört hatte.

Die Erschliessung der 1870er Jahre brachte für die Gewerbebetriebe auf dem Cholerebödeli einen leichteren Zugang. Der geplante Bau der Fahrstrasse dürfte für die Errichtung der Mühle eine wesentliche Rolle

gespielt haben; Zysset rechnete sich möglicherweise durch die Öffnung bessere Marktchancen aus; das Gegenteil sollte sich aber in den kommenden Jahren einstellen: der Druck von aussen wirkte sich ruinös auf die Mühle aus.

3. Ortsnamen

3.1. Bestand

In der vorliegenden Arbeit richtet sich die Schreibweise der mundartlichen Ausdrücke wie auch der Ortsnamen im Gebiet der Cholere nach Eugen Dieth (Schwyzertütschi Dialäktschrift), um dem Leser die lokale Lautung in leicht lesbarer Form möglichst genau vermitteln zu können; ausgenommen davon werden die Namen Heiligenschwendi (Heiligenschwändi), Schwendi (Schwändi), Goldiwil (Goudiwiiu) und Thun (Tuun), deren Schriftbilder allzusehr vertraut sind. Bewusst wurden mit der Dieth-Schreibung erhebliche Abweichungen von der amtlichen Nomenklatur, die besonderen Bestimmungen unterworfen ist, in Kauf genommen. Bei Zitaten wurde die originale Schreibweise selbstverständlich belassen.

Erhoben wurden im Gebiet der Cholere die noch gebräuchlichen Namen und ebenfalls der erloschene Bestand (†).

Cholere auch: Chouere	E(ch)houz
-bach	Füschter(e)bächli
-bödeli †	Holi Tanne †
-grabe	Hünibach
-müli	Heimisbach
-saagi	Kneubühlers-Weid †
-schlucht	Mösliwald †
-straass	Am Rain †
Underi Cholere	Reenwääg
ir Chouere	Auti u Nöii Straass

Die zwei kleinen *Grebli*, die in der Nähe der Cholere von Heiligenschwendi in den Cholerebach münden, tragen keine eigenen Namen.

3.2. Deutung

Cholere: Das Gebiet der Cholere (auch: Chouere) umfasst die beiden Höfe Eggenberg (Koord. 617 120/178 270) und Aebersold (Koord. 617 250/178 310) sowie die Choleresaagi (Koord. 616 920/178 340) und Choleremüli (Koord. 616 970/178 370) an der nordwestlichen Gemeindegrenze von Heiligenschwendi. Begrenzt wird die Cholere gegen Norden vom Cholerebach, im Südwesten von der Hundschüpfe, im Süden vom Echhouz und im Nordosten vom Schubhuus.

Urkundlich wird die Cholere erstmals 1527 im Lehenrevers des Werli Losenegger im Geissental erwähnt, der «die weid, die Kolaren genant, ennett dem Hünibach gelägen, st. niden an Hünibach, oben, näbend vnd zuoringwyss an das guot zu Eichholtz vnd ist zwüschem zweyen gräben gelegen» nebst anderen Gütern von Schultheiss, Rat und Burgern der Stadt Thun als Lehen erhält.

Der Name kann gedeutet werden als «Ort, wo Holzkohle hergestellt wird/worden ist». Die Herleitung vom Familiennamen Kohler kann ausgeschlossen werden. Unwahrscheinlich ist ebenfalls eine Deutung im Zusammenhang mit Steinkohle, die in der Gegend zwar vereinzelt vorkommt, allerdings in geringer Menge und schlechter Qualität.

Köhlerei kann anhand der Quellen in der Cholere nicht belegt werden. Die Holzkammermanuale nennen zwar das Kohlebrennen in den Hochwäldern des Gurnigels und des Schallenberges, nicht aber in der näheren Umgebung Thuns.

Für einen früheren Meilerstandort in der Cholere mögen einige Gegebenheiten sprechen: das ebene Gelände in waldiger Umgebung und die Nähe zum Wasser, das zum Steuern des Verkohlungsprozesses benötigt wurde.

Cholerebach: Die amtliche Bezeichnung lautet *Hünibach*. Im Gebiet der Cholere wird dieser aber von der Bevölkerung Cholerebach genannt.

Cholerebödeli †: In den frühen Quellen des letzten Jahrhunderts findet sich vor der Errichtung der Säge und Mühle für das recht flache Gebiet der heutigen Choleresaagi die Bezeichnung Cholerebödeli. Der Name, der sich aus den topographischen Gegebenheiten herleitet, verschwand im Laufe der Zeit vollständig; an seine Stelle traten die Bezeichnungen Choleresaagi, Choleremüli. Das Cholerebödeli liegt auf 774 m ü. M.

Choleregrabe/Choueregrabe: Der schwer zugängliche Teil des Hünibach-Oberlaufes zwischen der Choleresaagi und dem Moos trägt den Namen Choleregrabe; steile Böder und Nagelfluhformationen begrenzen den Bachlauf.

Choleremüli: Der Name bezeichnet – im Gegensatz zu Choleresaagi – nicht das Gebiet des Cholerebödelis, sondern lediglich die Mühle selber.

Choleresaagi: Die Säge in der Cholere wurde 1858, 6 Jahre vor der Mühle, errichtet und stand bis um die Mitte unseres Jahrhunderts in Betrieb. Der Name hat sich gegenüber Choleremüli halten können.

Cholereschlucht: Wenige Schritte unterhalb der Choleresaagi stürzt sich der Hünibach über mehrere Stufen in die Cholereschlucht. Mit ihren hoch aufragenden Nagelfluhfelsen bietet sie dem Wanderer ein eindruckliches Erlebnis. Im letzten Jahrhundert war die Schlucht ein beliebtes Ausflugsziel für die Gäste, die in einem der Thuner Hotels ihre Ferien verbrachten.

Cholerestraass: Mit Cholerestraass wird das Wegstück zwischen dem heutigen Scheidwäg und der Choleresaagi bezeichnet. Der Name taucht mit der Erstellung der Fahrstrasse im letzten Jahrhundert auf.

Ungeri Cholere: Aus der Sicht der Schwendner stehen Mühle und Säge in der Ungere Cholere. Die Höfe Eggenberg und Aebersold dagegen befinden sich in der Cholere. Für die Bewohner der Choleremüli befindet man sich aber einfach *i der Cholere*.

Echhouz: Das Gebiet des Echhouzes grenzt östlich an die Cholere an. Ursprünglich haben beide Gebiete eine Einheit gebildet. Das Echhouz gehört zu den ersten Siedlungsplätzen in Heiligenschwendi. Flur- und Hofnamen mit Eich- sind in der Region unter anderem noch anzutreffen in: Eichgut (Goldiwil), Eichbüel (Hünibach), Eichfeld (Steffisburg).

Fiischerbächli: Das Bächlein kommt vom Geessitaau über den Stägacher in Goldiwil durch einen ziemlich engen Waldgraben und unterquert die Cholerestraass, bevor es zur Cholereschlucht hinunterfliesst.

Holi Tanne †: (Koord. 613 300/178 230) Der Name ist selbstredend und bezeichnete im letzten Jahrhundert die Stelle, wo sich der Weg nach Goldiwil und Heiligenschwendi gabelt, den heutigen Scheidwäg. Der Name ist mit Ausnahme von einer Gewährsperson nicht mehr bekannt. An dieser Stelle sei es oft *unghüürig* gewesen. Diese Eigenschaft teilt die

Holi Tanne mit vielen anderen Weggabelungen und Kreuzwegen, an denen im Volksglauben das Übernatürliche besonders stark wirkt. In unserem Fall trägt die nahe Schlucht noch das Ihrige bei.

Hünibach: vergleiche dazu *Cholerebach*. Der Name dürfte auf einen alten Personennamen Hun(n)o zurückgehen.

Heimisbach: Nichtamtlicher Name für das Heimwesen Aebersold. Der Name ist, wohl in Anlehnung an Simon Gfellers gleichnamigen Roman, in jüngerer Zeit vom Hofbesitzer eingeführt worden.

Kneubühlers-Weid †: Das steile Stück Land etwas unterhalb der Chrämerei in Goldwil reichte mit einer Ecke bis an den Cholerebach bei der Mühle und wird im Zusammenhang mit der Errichtung der Knochenstampfe (Koord. 617 125/178 460) im Grundbuch geführt. Der Name, der auf einen früheren Besitzer Kneubühler hindeutet, ist heute erloschen, die Weide, die zum Gut Am Rain gehörte, aufgeforstet.

Mösliwald †: Im Grundbuch wird in den Einträgen im letzten Jahrhundert für die Waldstücke im Gebiet des Cholerebödels der Name Mösliwald geführt. Seine Grenzen lassen sich heute lediglich ungenau bestimmen, da der Name erloschen ist. Dazugehört haben aber mit Sicherheit die Waldparzellen auf dem Gemeindegebiet von Heiligenschwendi nordöstlich der Mühle, da wo der Choleregrabe sich weitet, und der Wald südwestlich gegen die Hundschüpfe. Ein Stück Mattland des Hofes auf der Hundschüpfe, das an den genannten Wald grenzt, trägt noch den Namen *Mösli*.

Der Name leitet sich vom teilweise feuchten und schattigen Standort des Waldes her.

Am Rain †: Bezeichnung für ein aufgeforstetes Bauerngut in ziemlich steiler Hanglage im Goldwil, angrenzend an den Cholerebach im Gebiet der Choleresaagi. Der Name lebt noch weiter in *Reenwääg*.

Rain, Mhd. rein, germ. vermutlich *raino, bezeichnet in der Sprache des Ackerbaus einen ungepflügten Streifen zwischen den Furchen oder zwischen Äckern. Das Wort bedeutet nur im Hügелgebiet des oberdeutschen Raumes «Abhang»; hier kommt es in zahllosen Ortsnamen vor. In diesem Sinn bezeichnet Rain einen lang gestreckten Abhang, der gewöhnlich steiler und weniger breit als die Halde, aber weniger steil und breiter als das Bort ist.

Reenwääg: Die Waldstrasse zweigt in der Nähe der Choleresaagi von der

Cholerestrass ab und steigt gegen das ehemalige Gut Am Rain an. Der Name hat sich erhalten.

Auti u Nöii Straass: Im Gegensatz zur neuen Fahrstrasse nach Heilighenschwendi wird der steil ansteigende Fahrweg von der Choleresaaagi über die Höfe der Cholere ins Dörfli die Auti Straass genannt. Dieser Name ergab sich automatisch mit dem Bau der Nöie Straass 1916/17. Dabei wird leicht vergessen, dass es neben der Alten Strasse, die 1861/62 gebaut wurde, ein noch älteres Wegstück gegeben hat, das am Waldrand von der Cholere steil gegen den Eggenberg-Hof anstieg. Spuren davon sind heute noch erkennbar.

4. Die Knochenstampfe in der Cholere – Beginn der Wassernutzung

4.1. Die Errichtung

Vor dem Jahre 1848 lassen sich in der Cholere (Cholerebödeli) keine Bauten belegen. Das Land wurde bis zu diesem Zeitpunkt als Weide genutzt; am Rande des Baches, da wo heute die Säge steht, befanden sich noch einige Bäume, die dem Bau weichen mussten.

Am 11. März 1848 erschien im Amtsblatt des Kantons Bern die Baupublikation für eine Knochenstampfe am Cholerebach, eingereicht von Jakob Zimmermann, wohnhaft auf dem Gut Am Rain in der damaligen Gemeinde Goldiwil. Als auf die Publikation keine Einsprachen bei der Gemeinde einlangten, wurde das Gesuch am 7. April 1848 an den Regierungsrat weitergeleitet, der die für die Errichtung eines Wasserwerkes nötige Bewilligung erteilen musste.

Zimmermann, der Besitzer des Gutes Am Rain und der Kneubühlers-Weid, beabsichtigte, eine Knochenstampfe nahe dem Bach auf seinem Land zu errichten. Das kleine Holzgebäude, das ungefähr 4 auf 4 Meter gemessen haben dürfte, sollte eventuell mit Schindeln gedeckt werden, was aus feuerpolizeilichen Gründen einer besonderen Bewilligung bedurfte. Die Antriebskraft für die Stempel sollte der Cholerebach liefern. Dieser wurde 40 Meter bachaufwärts von der Stampfe bei einer natürlichen Bachschwelle gefasst; von da floss das Wasser in einem hölzernen Gerinne auf das Rad. Zimmermann begründete sein Gesuch für ein

Schindeldach mit der grossen Entfernung zu einer Ziegelbrennerei und mit dem Hinweis auf die «Gebirgsgegend», wo die Stampfe gebaut werden sollte. Da keine Feuerstätte vorgesehen war, war Brandgefahr nahezu ausgeschlossen. Zimmermanns Gesuch wurde vom Regierungsrat nicht sofort stattgegeben. In seiner Rückfrage erkundigte sich der stellvertretende Direktor des Innern, Dr. Lehmann, beim Regierungstatthalter nach den Entfernungen zum Wald, anderen Häusern und Strassen. Der letzte Punkt spielte insofern eine bedeutende Rolle, als durch den «unangenehmen Geruch (der gestampften Knochen, d. V.) die Pferde leicht scheu werden». In der angeforderten Stellungnahme konnte der Obmann von Goldiwil, Jakob Zysset, bestätigen, dass die Distanzen ausreichen würden und, da keine Feuerstätte errichtet würde, auch für den Wald, in dem die Stampfe zu stehen kommen sollte, keine Gefahr bestehe. Darauf erteilte der Regierungsrat Jakob Zimmermann am 13. Mai 1848 die Bewilligung für den Bau.

Über den Betrieb und die genauere Geschichte der Knochenstampfe vernehmen wir im weiteren aus den Quellen kaum mehr etwas. Das bescheidene Nebengewerbe ist nach wenigen Jahrzehnten wieder verschwunden. Auch das Jahr der Stillegung, möglicherweise in den 1870er Jahren, ist nicht bekannt.

Auf dem Grundbuchplan von 1891 ist die Anlage mit Haus, Rad und Gerinne noch eingezeichnet, im Grundbuch hingegen wird bereits 1878 erwähnt, dass die Knochenstampfe nicht mehr bestehe.

Die Reste des zerfallenen Gebäudes – mit Ausnahme der Stampfsteine – sollen 1907 von den Fluten des Juli-Unwetters mitgerissen worden sein.

4.2 Die heutigen Überreste

Wenige Überreste zeugen heute noch vom Standort der Knochenstampfe eingangs des Cholerengrabens. Vom Holzgebäude finden sich keine Reste mehr. Am Hang, versteckt unter Moos und Laub, liegt aber noch eines der wichtigsten Stücke der Stampfe: der behauene, aus Granit bestehende Stampfstein (Abb. 3). Der Stein, der in der Länge 160 cm, in der Breite 60 cm und in der Höhe 70 cm misst, weist zwei rund 40 cm tiefe Löcher auf, die zur Aufnahme des Stampfgutes dienten. In

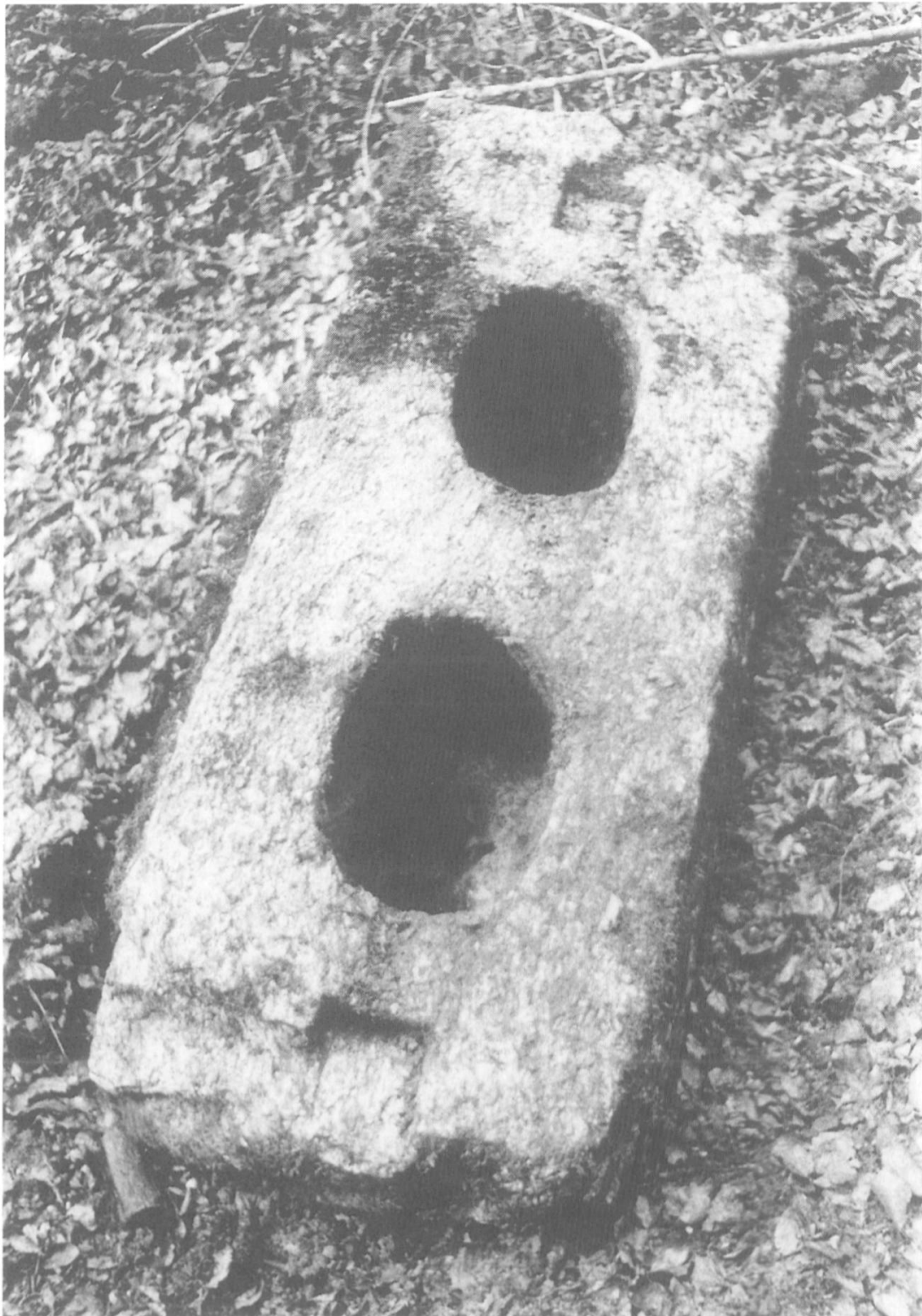


Abb. 3. Stampfstein. Von der Knochenstampfe ist lediglich der 160/60/70 cm messende Granitstein mit den 2 Löchern erhalten geblieben. Aufnahme 1990

diesen Vertiefungen, dem *Loch* , wurden die Knochen von den hölzernen, möglicherweise mit Eisen beschlagenen Stempeln zerstossen. In der Nähe des Steins liegen weitere, kleine und unbehauene Granitstücke. Sie dürften die Reste eines zweiten Stampfsteins sein, an den sich noch eine Gewährsperson zu erinnern vermag. Im Gegensatz zum heute noch vorhandenen Stein hatte jener wesentlich grössere Löcher und dementsprechend dünnere Wandungen. Dieser Stampfstein wurde gegen die Mitte unseres Jahrhunderts von einem Thuner zertrümmert, der die Bruchstücke für eine kleine Gartenmauer verwenden wollte.

4.3. Die Funktionsweise der Knochenstampfe

Die wenigen Zeugnisse lassen nur einige Vermutungen zur Funktionsweise der Knochenstampfe zu. Mit grosser Sicherheit dürfte sie aber gleich gearbeitet haben wie die von Brunner in Kriens beschriebene Stampfmühle: Im kleinen Gebäude befanden sich der Stampfstein (allenfalls sogar zwei Steine), das Stampfgestell und die 2 (evtl. 4) Kolbenstempel. Das Wasserrad dürfte direkt mit dem Kammrad gekuppelt gewesen sein; dieses setzte eine Nockenwelle in eine Drehbewegung; bei jedem halben Umgang hoben die Nocken die Stempel in die Höhe und liessen sie anschliessend wieder zurückfallen. Durch das Gewicht der herabfallenden Stempel wurde das Mahlgut zertrümmert und anschliessend zermahlen.

Das gewonnene Mehl diente der Düngung. Die Herstellung von Knochenleim, der als Nebenprodukt bei der industriellen Herstellung von Knochenmehl anfiel, kommt für die Cholere nicht in Betracht.

4.4. Das Knochenmehl

Erste Düngungsversuche mit Knochenmehl reichen in der Schweiz in die 20er Jahre des letzten Jahrhunderts zurück. Einige Mitglieder der Landwirtschaftlichen Klasse Genfs erreichten 1825/26 ebenso günstige Ergebnisse wie die Landwirtschaftliche Gesellschaft des Kantons St. Gallen (1824–1826). In der Folge stieg der Verbrauch von Knochenmehl

als Düngemittel in der ganzen Schweiz langsam an. Als Wirkstoff wurde bereits damals die Phosphorsäure erkannt, die in den Knochen in reichlichem Mass vorhanden ist.

1829 pries das Bündnerische Volksblatt Knochenmehl als wohlfeilen Dünger. Statt dass die Knochen weggeworfen würden, sollten sie getrocknet zu Pulver gestampft werden; 25 Pfund Knochenmehl würden einen Karren Mist ersetzen.

Wichtigste Voraussetzungen für den erfolgreichen Einsatz von Knochen als Dünger waren deren feine Vermahlung und ein möglichst geringer Fettanteil. War das Mehl zu grob, wurde die Phosphorsäure nur schwer abgebaut; auch bei feinem Mehl war mit einer Wirkungszeit von 6 bis 9 Jahren zu rechnen; bei zu grossem Fettanteil bestand die Gefahr, dass das Fett zusammen mit kohlesauen Kalken unlösliche Kalkseife bildete.

Bessere Ergebnisse liessen sich erzielen, wenn die Knochen vor der Vermahlung gedämpft wurden, damit sie ihre feste Struktur verloren und anschliessend feiner vermahlen werden konnten.

Der deutsche Chemiker Justus von Liebig schlug die Aufschliessung der Phosphorsäure mit Schwefelsäure vor. Die in Schwefelsäure aufgelösten Knochen wurden mit Wasser verdünnt und anschliessend als Gülle ausgebracht.

Die aufwendige Herstellung des Superphosphat-Düngers (aufgeschlossenes Knochenmehl) blieb den Fabriken in Basel vorbehalten. Dr. Linth, Leiter der Versuchsstation auf der Rüti, empfahl daher der Hauptversammlung der Ökonomischen Gesellschaft den Einsatz von gedämpftem Knochenmehl, das preisgünstiger und phosphorsäurehaltiger sei.

1854 kostete der Zentner aufgeschlossenes Knochenmehl in der Ostschweiz 5 bis 6 Franken; für die Düngung einer Jucharte wurden 6 Zentner gerechnet.

1877/79 entwickelte S. G. Thomas das nach ihm benannte Verfahren zur Entphosphorung des Roheisens im Konverter, bei dem Kalk zur Bindung der Phosphorsäure verwendet wird; in der Folge fielen nun bei der Stahlgewinnung grosse Mengen von Thomasschlacke an. Diese übertraf, fein vermahlen als Thomasmehl, die bisher bekannten Phosphordünger Knochenmehl und Superphosphat bei weitem. Thomasmehl wurde zum billigen, in grossen Mengen verfügbaren Dünger, der, was

besonders wichtig war, zudem das ganze Jahr über ausgebracht werden konnte.

Das Aufkommen des Thomasmehls dürfte bereits in den 80er Jahren des letzten Jahrhunderts die Herstellung von Knochenmehl unwirtschaftlich gemacht haben. In Betrieben, die die gedämpften Knochen vom Altstoffhändler bezogen, konnte sich das unbedeutende Gewerbe als Nebenbeschäftigung zum Teil noch bis in die jüngste Vergangenheit halten. In der Cholere dürften die grossen Aufwendungen für den Unterhalt des Wasserwerkes zum schnellen Verschwinden der Knochenstampfe beigetragen haben.

5. Die Säge

5.1 Die Errichtung und die Handänderungen

Seit alter Zeit kam der Holzbewirtschaftung im walddreichen Thuner Ostamt grosse Bedeutung zu. Der Beginn des Sägebetriebes in der Cholere geht aber erst auf das Jahr 1857 zurück.



Abb. 4. Säge Gesamtansicht. Blick aufs Cholerebödeli von Osten. Die *Saagi* wurde 1858 erbaut, der *Ladeschopf* (links) 1930. Aufnahme 1990

Bereits 1846 hatte die Gütergemeinde Schwendi beim Regierungsrat um die Bewilligung nachgesucht, auf der Bachmatte, einem Teil ihrer Allmend, eine Säge errichten zu dürfen. Diesem Gesuch wurde entsprochen und die Säge gebaut. Aufschlussreich sind die vorgebrachten Gründe der Gesuchsteller: In erster Linie sollte mit der Abgabe von zugeschnittenem Bauholz an minderbemittelte Gemeindeglieder verhindert werden, dass das geschenkte Holz zweckentfremdet oder weiterverkauft wurde. Da die bestehende Säge in Heiligenschwendi nur in einer Stunde und auf schlechtem Weg erreichbar war und sie das anfallende Holz oft nicht zu verarbeiten vermochte, so dass Stammholz leicht zugrunde ging, drängte sich den Schwendnern der Bau einer eigenen Säge auf.

Offenbar war für das untere Gebiet in Heiligenschwendi damit der Bedarf aber noch nicht gedeckt und das Bedürfnis für eine weitere Säge gegeben.

1857 stellten Johannes Zysset, «Instruktor in der Kohleren», und Samuel Spring, Schreiner auf der Hundschüpfe, das Gesuch zur Errichtung einer Trämselsäge auf dem «Kohlerenbödeli» (Abb. 4). Für den mit Schindeln gedeckten Bau, der auf das Land des Johannes Zysset zu stehen kam, von den beiden Gesuchstellern aber gemeinsam errichtet wurde, mussten auf dem Bauplatz einige Bäume gefällt werden. Die Wasserfassung war in einer Entfernung von 200 Fuss (60 Meter) vorgesehen.

Am 18. März 1858 genehmigte der Regierungsrat den Bau gegen eine Gebühr von 10 Franken. Die Erfolgsaussichten für das junge Unternehmen, das als Nebengewerbe betrieben wurde, waren gut. Nach einer rückläufigen Phase gegen Ende der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts begann der Holzpreis ab 1850 im Zuge des allgemeinen Konjunkturaufschwungs bis vor den Ersten Weltkrieg – allerdings mit gewissen Stagnationsphasen – zu steigen. Die Preisentwicklung auf dem Holzmarkt dürfte somit den Bau der Choleresaagi begünstigt haben.

1862 verkaufte Zysset seinem Geschäftspartner Spring die Hälfte des Bodens, auf dem die Säge stand, für 150 Fr. Gleichzeitig erhielt dieser das Recht, einen 7 Fuss breiten Fahrweg durch Zyssets Möslwald nach der Hundschüpfen anzulegen.

1875 schied Samuel Spring, Vater, aus dem Betrieb aus und verkaufte seinen Anteil an der Besetzung an Johann Zysset für 2700 Fr. Dieser

Verkauf fiel in eine Zeit hoher Holzpreise; in den folgenden Jahren aber verschlechterte sich die Lage, und 1884 waren die Preise nahezu auf dem Niveau von 1869 angelangt. Nur zögernd legten sie in den folgenden Jahren wieder zu.

1892, nach 17 Jahren Alleinbesitz – Zysset war mittlerweile 71jährig, die Säge 34 Jahre in Betrieb, verkaufte Zysset die Sägebesitzung weiter. Zum ursprünglichen Bestand waren in der Zwischenzeit bei der Einrichtung noch eine Zirkularsäge (Fräse) und neben dem Sägereigebäude ein kleines Wohnstöcklein (Abb. 5) und ein Ziegenstall dazugekommen. Der Käufer, Christian Feuz-Bacher, Käsehändler in Goldwil, bezahlte 6000 Fr. Mit in den Kauf ging eine Waldparzelle (17,25 Aren) des Möslwaldes nördlich des Hundschüpfenfahrweges.

Durch die Wasserrechtsanmeldung des Christian Feuz liegen uns die technischen Daten der Säge für 1908 vor. Danach lieferte die Anlage 3 PS brutto. Das überschlächtige Wasserrad hatte einen Durchmesser von 4,5 m und eine Kännelzuleitung. Die Länge der benutzten Gewässer-



Abb. 5. Säge und Saagi-Stöckli um 1930. 1. von rechts, neben seinem Auto: Friedrich Egli. 2. von links: Walter Schenk, Unterer Homberg. Säge und Stöckli sind bereits elektrifiziert (Elektrifizierung der Säge: 1928). Egli war in Heilighenschwendli einer der ersten Autobesitzer.

strecke betrug 70 m, das nutzbare Gefälle 4,5 m. Die nutzbare Wassermenge betrug bei Mittelwasserstand 45 Sekundenliter.

Die Säge blieb in Feuz' Besitz bis 1912. In diesem Jahr verkaufte er, mittlerweile Wirt an der Aarberggasse 41 in Bern, den Besitz für 14 643 Fr., über das Doppelte des seinerzeitigen Kaufpreises, an Alfred Boss, Baumeister in Bern. Zurück behielt er einzig die Waldparzelle nördlich des Hundschüpfenfahrweges.

Noch im gleichen Jahr verkaufte Boss die Säge an Johann Hagi, Dachdeckermeister an der Muldenstrasse 39 in Bern, weiter. Der Ziegenstall wird in diesem Verkauf nicht mehr aufgeführt, da er durch das Unwetter von 1907 zerstört worden war. Der Verkaufspreis betrug diesmal lediglich 9000 Fr.

1913 schliesslich verkaufte Feuz das zurückbehaltene Waldstück für 350 Fr. ebenfalls an Hagi. Die Säge blieb nicht lange in dessen Besitz. 1914 wechselte sie erneut Besitzer, und wiederum lag der Verkaufspreis tiefer als der ehemalige Kaufpreis. 8500 Fr. bezahlte der neue Besitzer, Eduard Mühlethaler, *Saager* in Kirchberg. Lediglich 4 Jahre betrieb dieser darauf das Gewerbe.

Im Januar 1918, die Holzpreise waren im Laufe des Krieges enorm in die Höhe geklettert, fand Mühlethaler in Ernst Fuhrer, einem Fabrikarbeiter in Heiligenschwendi, einen neuen Käufer. Aus dem Verkauf (9000 Fr.) zog Mühlethaler einen kleinen Gewinn.

Offenbar hatte sich Fuhrer mit dem Kauf übernommen; jedenfalls trat er die Säge in ihrem ganzen Umfang mit Kauf- und Pfandvertrag bereits 2 Jahre später, 1920, an Fritz Gerber, Wagner in Gutisberg bei Heimiswil, ab.

Dieser verkaufte sie noch im gleichen Jahr an den *Saager* und Holzhändler Fritz Egli in Heiligenschwendi für 11 500 Fr.

In der Zwischenzeit war die Wasserzufuhr für die Säge verbessert worden: Anstelle der Zuleitung über ein hölzernes Gerinne wurde ein Säge-teich nahe der Mühle angelegt, von wo aus das Wasser unterirdisch zur Säge geführt wurde; hier stieg das Wasser in einem Turm auf und wurde über eine kurze Rinne auf das Rad geleitet (Abb. 6). Anlass zu dieser Verbesserung dürfte das Unwetter von 1907 gewesen sein: Damals wurde die alte Wasserfassung und Zuleitung von den hochgehenden Fluten des Cholerebaches zerstört. Der Säge-teich brachte den Vorteil,

dass eine gewisse Wassermenge auch bei geringer Wasserführung des Baches zur Verfügung stand.

Mit Egli, dem auch die Oberi Saagi in Heiligenschwendi gehörte, kehrten nach dem bewegten Jahrzehnt ruhigere Zeiten in der Cholere ein. Allerdings verschlechterte sich die Ertragslage nach der Kriegskonjunktur zusehends; lediglich die Jahre 1923 und 1927–29 brachten eine leichte Erholung.

Egli baute 1930 den Ladenschuppen zwischen der Säge und der Strasse. Als er am 26. März 1933 kinderlos in Hünibach starb, führte seine Frau Magdalena als Alleinerbin den Betrieb noch ein Jahr weiter.

Am 7. Mai 1934 zerstörte ein Brand das Sagistöckli, *Saager-Kobi*, der langjährige Arbeiter, verlor damit sein Dach über dem Kopf. Die Brandursache ging offenbar auf ein schadhaftes elektrisches Gerät zurück.

Am 1. Oktober 1934 erwarb schliesslich Fritz Stettler, der Vater des heutigen Besitzers, die Choleresaga und die Oberi Saagi. Am 1. August 1932 hatte Stettler, gelernter *Saager* aus Riggisberg, seine Arbeit bei Egli angetreten; nach Eglis Tod führte er mit 4 Arbeitern die beiden Betriebe weiter, bis er sie schliesslich erwerben konnte.



Abb. 6. Sägerad mit *Turm* und *Chänu*. Der *Chänu* existiert heute nicht mehr. Aufnahme um 1950 (?)

Schon Egli hatte die Choleresaagi mit Unterstützung eines Elektromotors betrieben. Die Abflussmenge des Hünibachs wurde durch die Quelfassungen der Gemeinden Thun und Heiligenschwendi, die im Gebiet der Muutenegg gebaut wurden, verringert, so dass das vorhandene Wasser für einen Vollerwerbsbetrieb nicht mehr ausreichte. Dazu kam, dass sich der Sägeteich als zu klein erwies und bald einmal leer war.

Stettler verlegte schliesslich den Sägebetrieb ganz auf die Oberi Saagi; lediglich ganz dicke Stämme, die dort nicht gesägt werden konnten, wurden noch in der Cholere bearbeitet. Die Choleresaagi und deren Umschwung diente in den nächsten Jahren nur noch als Holzlagerplatz. Einzig 1946 stand sie noch einmal voll in Betrieb. In diesem Jahr brannte die Oberi Saagi nieder; das Holz für den Neubau wurde in der Choleresaagi zugerüstet.

Seit 1936 steht auf dem Grundstück der Choleresaagi das Bienenhaus. Am 7. November 1973 wurde die Wasserkonzession für die Choleresaagi gelöscht.

1976 trat Fritz Stettler schliesslich seinem Sohn Ueli die Sägerei ab und zog sich aus dem Erwerbsleben zurück.

Waren die Jahre vor dem Zweiten Weltkrieg von sinkenden Preisen, mangelnder Nachfrage und schlechter Beschäftigungslage gekennzeichnet gewesen, so brachten die Kriegsjahre der schweizerischen Holzwirtschaft Hochkonjunktur; Holz wurde zum wichtigen und unentbehrlichen Rohstoff der Kriegswirtschaft. In der Choleresaagi hatten sich die Verhältnisse allerdings bereits 1939 mit dem Bau der Dufourkaserne in Thun, welche für die Bauwirtschaft grosse Aufträge brachte, zu bessern begonnen. Im Laufe des Krieges vermochten die Sägereien die Nachfrage nicht mehr zu befriedigen.

Die gute Konjunkturlage der 50er und 60er Jahre brachte der Bauwirtschaft allgemein einen Aufschwung. In den 70er Jahren allerdings gerieten die Sägereien in der Schweiz durch die ausländische Konkurrenz und den Innovationsdruck in Bedrängnis. Betroffen waren vor allem auch die Kleinbetriebe, die aus bäuerlichen Strukturen, beschränkt im verfügbaren Raum und zum Teil in ungünstiger Verkehrslage, den Anforderungen des zusehends industrialisierten Sägereigewerbes nicht mehr zu genügen vermochten.

Mitte der 80er Jahre stellte Ueli Stettler auch auf der Oberen Saagi den Betrieb ein; das Holzlager in der Cholere wurde liquidiert.

5.2. *Das Gebäude*

Auf dem Unterbau aus Bruchsteinmauerwerk, der das Sägegetriebe beherbergt, ruht die eingeschossige, rund 6 auf 20 Meter messende Holzkonstruktion der Choleresaagi. In die südwestliche Ecke des hallenartigen, nach drei Seiten offenen Werkraumes drängt sich das 4,4 m auf 2,8 m messende *Saagistübli*, das gegen Südwesten zwei Fenster aufweist; bachseitig ragt es über die Grundmauer vor (Abb. 7). Gegen den Bach ist das ganze Gebäude mit Läden verschalt. Die offene Längsseite, auf der die Stämme eingeholt werden, wird in der Mitte durch einen Mittelpfosten unterbrochen; auf diesem und den beiden Eckpfosten ruhen die beiden sinnreich nach oben gespannten Rähmbalken; diese Konstruktion (*ds Zaanhouz*) erlaubt es, die je 9 m messende Öffnung mit einem dünnen Balken zu überspannen. Spannbalken und Flugpfetten tragen das Giebeldach (Pfettendach), das traufseitig wenig vorragt und auf der südwestlichen, kurzen Stirnseite leicht abgewalmt ist. Seit seiner Errichtung hat das Sägegebäude kaum Veränderungen erfahren. Das ursprüngliche Schindeldach wurde durch ein Ziegeldach ersetzt; bachseitig wurde das Gebäude vor wenigen Jahren gar mit Wellblech gedeckt. Auf der Bachseite baute F. Stettler zudem einen kleinen Holzschopf an.

5.3. *Die Ausstattung*

Im Werkgeschoss befindet sich die Kurbelsäge, *en Efachgang*, bestehend aus *Gatter*, *Saagiwage* mit den zwei *Sättu* (Ruhe- und Stellschemel) mit der *Zange* zum Befestigen der Stämme sowie das Schiebezeug und *d Schautig*, die der Inbetriebnahme und Steuerung der Säge diente. Der Sägewagen läuft auf zwei Schienen und wird über ein Hebelwerk und ein Zahnradgetriebe in Bewegung gesetzt. Zwei *Stäuze*, die an den zwei Kurbelscheiben des Getriebes im Untergeschoss befestigt sind, setzen das eichene Gatter, das in der Regel lediglich mit einem *Saagiblatt* – daher der Name Einfachgang – versehen war, in eine vertikale Bewe-



Abb. 7. Säge. Hinter dem Ladenschopf verbirgt sich die Front der Säge mit dem Saagistübli. Aufnahme 1990

gung. Für die Bearbeitung von kleinerem Bauholz konnte im Gatter selber *es Iisatzgatter* mit 4 bis 6 Sägeblättern eingespannt werden.

Neben der Gattersäge befindet sich noch *e Freese* im Werkgeschoss, die von Johann Zysset eingebaut wurde; sie diente dem Besäumen der Bretter.

E Seeuwinge, ursprünglich mit Steckhebel und Sperrad von Hand bedienbar, diente dem Einbringen der Trämel. An ihrer Stelle baute Stettler eine mechanische Winde ein.

Im Saagistübli befand sich *e Schliifmaschine* zum Schleifen der Sägeblätter.

Im finstern Untergeschoss befindet sich das Getriebe mit der dreistufigen Übersetzung. Es setzt sich zusammen aus verschiedenen, ausschliesslich gusseisernen Zahnrädern und hölzernen und aus Eisen gefertigten Riemenscheiben. *Ds groosse Chammraad*, das auf der gleichen Welle wie das Wasserrad sitzt, weist 144 Holzzähne auf. Vom grossen Kammrad wird die Kraft *uf ds chliine Chammrad* übertragen, von diesem zuerst *uf e grooss* und anschliessend *uf e chlii Choube*. Von da geht die Kraftübertragung *uf d Transmission*, d.h. über Riemenscheiben und Transmissions-Rieme unter anderem *uf e Gang*, auf das Gatter.

Bei der Gattersäge und dem Getriebe dürfte es sich noch um die originale Ausstattung handeln. Eine wesentliche Veränderung aber erfolgte in der Ära Egli, als die Säge wegen ihrer ungenügenden Leistung 1928 elektrifiziert wurde. Der im Untergeschoss eingebaute Motor mit einer Leistung von 6,5 PS erlaubte es, das Wasserrad zu unterstützen respektive ohne Wasserkraft zu arbeiten.

5.4. Die Wasserfassung und -zuleitung

Grosse Veränderungen haben sich im Laufe der Zeit bei der Wasserfassung und der Wasserzuleitung ergeben. Wie die ursprüngliche Wasserfassung ausgesehen hat, entzieht sich unseren Kenntnissen. Sicher wissen wir, dass das Wasser ungefähr 60 m oberhalb der Säge dem Bach entnommen wurde. Ob dies mit einem Gerinne direkt erfolgte oder ob das Wasser zuerst in einem Graben vom Bach abgeleitet wurde, ist heute nicht mehr feststellbar. Gewissheit haben wir erst über die Fassung und Zuleitung der 1880er Jahre (Abb. 8).

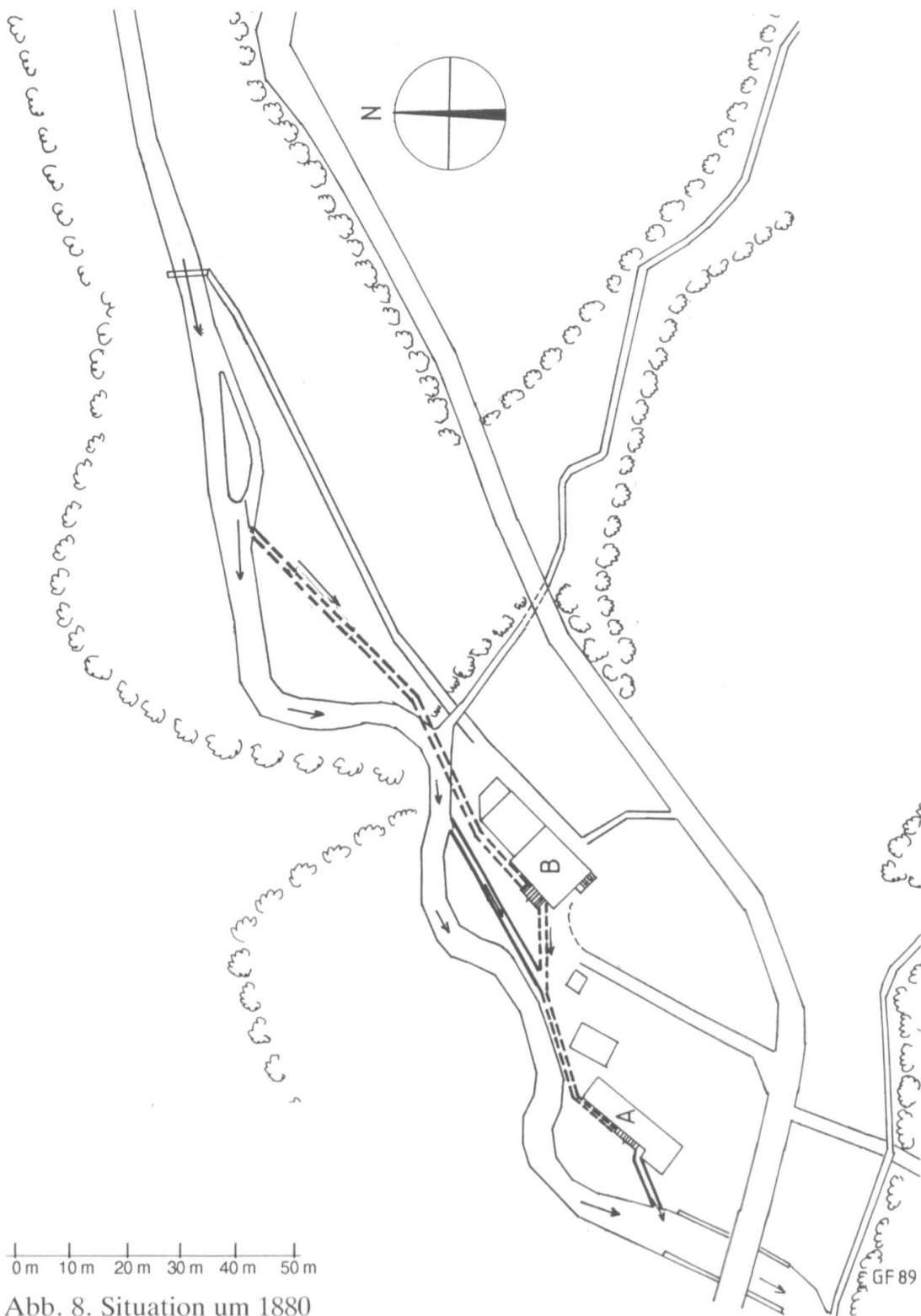


Abb. 8. Situation um 1880

Wasserfassung und oberirdische Zuleitung (===) für die Mühle (B) und Säge (A).

Auf dem Handriss für die Grundbuchpläne von 1889 ist ersichtlich, wie das Wasser erst in einem Graben vom Bach abgeleitet und dann auf der Höhe des heutigen Bienenhauses vom *Chänu* aufgenommen wurde. Das Hochwasser von 1907 zog diese Wasserfassung für die Säge arg in Mitleidenschaft: Der Zuleitungskanal wurde vollständig zerstört. Möglicherweise nur als Notlösung wurde daraufhin von Feuz eine direkte Wasserfassung aus dem Bach mit einem hölzernen Gerinne gebaut.

Wer die heute noch bestehende Anlage erstellt hat, kann nicht mehr ermittelt werden, doch fällt der Bau in die Zeit zwischen 1908 und 1920; denkbar ist, dass er im Laufe der aufwendigen Bachsanierung nach dem Unwetter von 1907 ausgeführt wurde. Von nun an wurde das Wasser für die Säge auf der Höhe der Parzelle 284/401 oberhalb des Bachknies hinter der Mühle abgeleitet (Abb. 9). Mit einer *Britsche* (Abb. 10) wurde der Bach gestaut, und das abgeleitete Wasser floss zuerst durch einen *Grabe* auf der Thunerseite, bis es etwas oberhalb der Mühle mit *Chänn(d)le*, die auf *Böck* ruhten, schräg über den Bach in den *Weier* geleitet wurde. Dieser verfügte über einen Überlauf, der das überschüssige Wasser in den Bach abführte. Von da weg führte eine unterirdische Wasserleitung zur nördlichen Ecke der Säge und von da in den neu errichteten *Stiger*, auch *Turm* genannt. Vom oberen Ausfluss des Steigers leitete ein *Chänu* das Wasser auf *ds Saagiraad* (Abb. 6). Dessen *Wandig* ist aus Lärchenholz gefertigt, der *Bode* fehlt heute vollständig, da er verrottet ist, so dass der Blick auf die *Schufli* freigegeben ist. Der Wasserfluss konnte von der Säge aus mittels einer Hebelvorrichtung gesteuert werden, man konnte *ds Wasser ufzie*. Sowohl Weiherrand-Steigerkrone als auch der Boden des Weihers und Ausfluss des Steigers weisen das gleiche Niveau auf; dadurch kann durch das Öffnen des oberen Schiebers am Steiger der Weiher vollständig entleert und das Wasser ganz genutzt werden. Der untere Schieber am Steiger diente der Entleerung der Leitungen.

Nach verrichteter Arbeit floss das Wasser die wenigen Meter durch den aus Natursteinen gemauerten Abflusskanal in den Bach zurück.

Die Ableitung des Wassers mit einer *Britsche* hatte ihre Tücken; bei drohendem Hochwasser während eines Gewitters musste man *d Britsche zie*, das heisst sie öffnen und dem Wasser freien Abfluss gewähren;

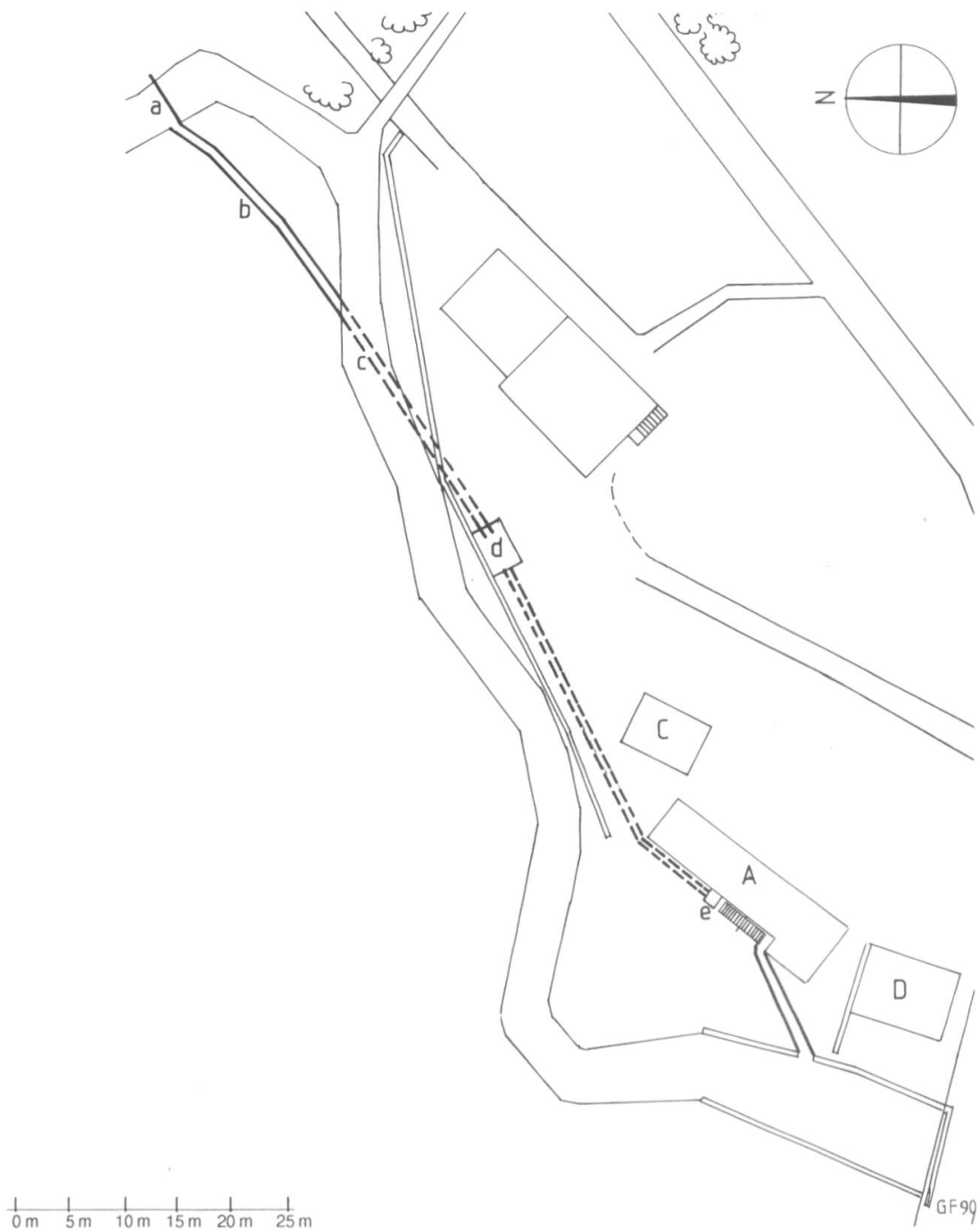


Abb. 9. Situation um 1930. Die Ableitung des Wassers für die Säge erfolgt mit einer *Britsche* (a); das Wasser fliesst auf der Thuner Seite durch einen *Kanaau* (b) und quert den Bach in einem *Chänu* (c); vom *Weier* (d) fliesst das Wasser unterirdisch zur *Saagi* (A) und in den *Turm* (e). Noch steht das *Stöckli* (C); der Ziegenstall existiert nicht mehr; er wurde durch das Unwetter vom Juli 1907 zerstört. Es steht bereits der *Ladeschopf* (D).

sonst lief man Gefahr, dass *Britsche* und *Chänu* weggerissen und zerstört wurden.

5.5. Die Holzverarbeitung auf der Choleresaagi

Der *Saager* verarbeitete 2 Arten Holz: *ds Loon-* u *ds Handushouz*. Beim Lohnholz brachte der Bauer sein eigenes Holz *uf d Saagi* und liess es sägen; das verarbeitete Holz nahm er zurück und zahlte dem *Saager* *dr Saagloon*.

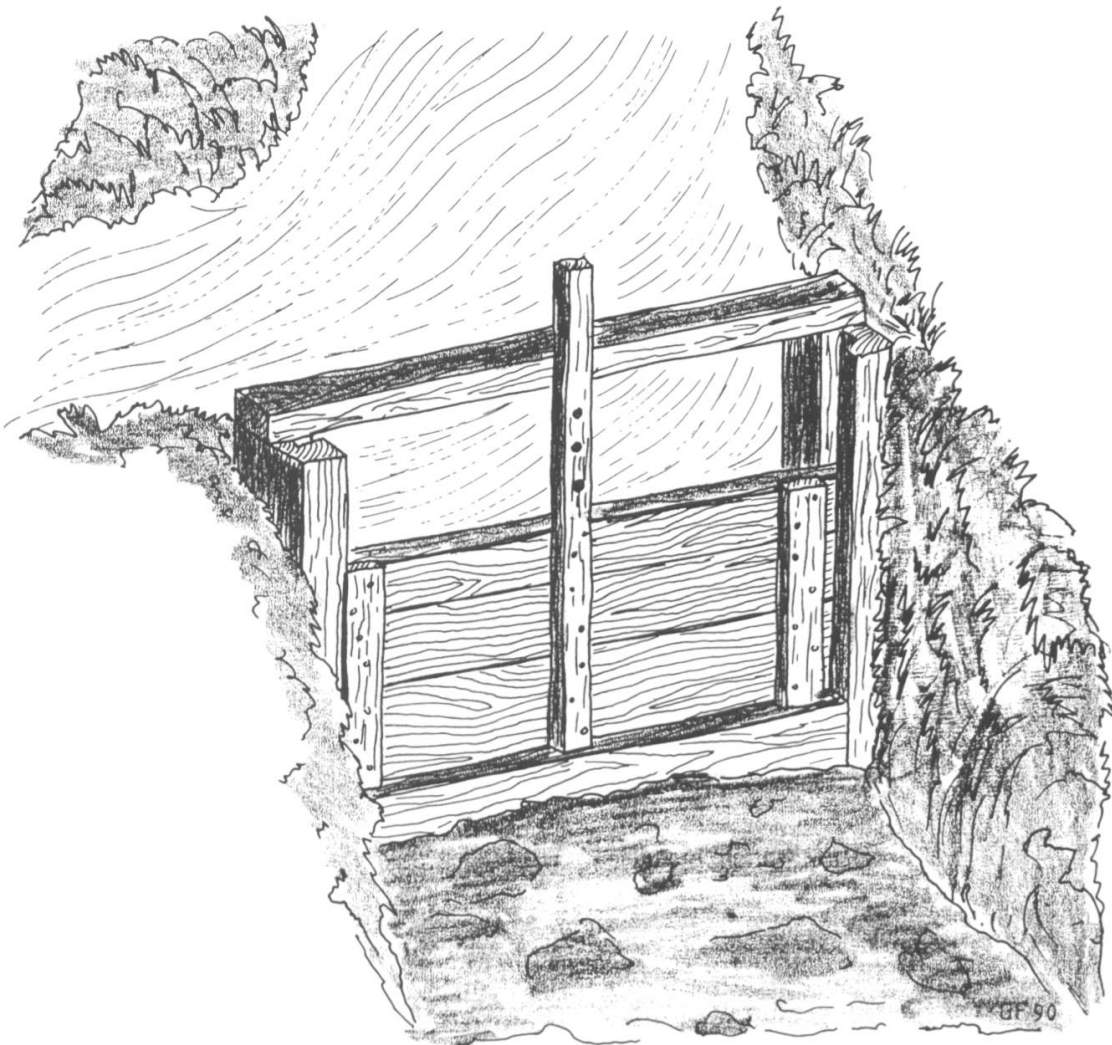


Abb. 10. Britsche. In der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts wurde das Wasser für die Säge mit einer *Britsche* aus dem Bach abgeleitet. Bei Hochwasser musste man *d Britsche* *zie*, um zu vermeiden, dass sie zerstört wurde.

Das Handelsholz kaufte der *Saager* vom Holzproduzenten, das heisst im Fall der Choleresaagi hauptsächlich von den umliegenden Burgergemeinden Heiligenschwendi, Schwendi und Thun, aber auch von Privaten; *am Stock het mes müesse chouffe*, d. h., der Baum wurde vom Waldbesitzer lediglich gefällt; für den Abtransport und das nötige Zersägen war der *Saager* verantwortlich (Abb. 11). Verfügte er, wie z. B. Egli, über eigene Pferde, so konnte er den Transport selber ausführen. War dies nicht der Fall, so besorgten Bauern der Gegend die Fuhr. Der Transport erfolgte im Winter auf *Haubschlitte*; der Stamm wurde auf diesem festgebunden und schleifte mit seinem Ende über den Boden. Bei der Säge *het me ds Länghouz abgheit*. Auf dem *Rundhouzplatz* türmten sich die *Trämu* zeitweise zu *Hüüffe*. Je nachdem, was aus den



Abb. 11. Rudolf Portner (links) und Jakob Oesch (rechts) auf dem Bruchbode (Grüsisbäärg), Winter 1954/55. *Das isch no schööni Waar gsii*. Der *Saager* kaufte das Holz *am Stock*, das Fällen besorgte der Waldbesitzer. Für das Zersägen und den Transport musste der *Saager* besorgt sein. Oesch und Portner waren während vieler Jahre Arbeiter bei Fritz Stettler.

Stämmen hergestellt werden sollte, hatten diese unterschiedliche Längen. Stämme, die für Balken Verwendung fanden, waren unter Umständen bis zu 12, in einigen Fällen sogar 13 m lang. Holz, das zu *Lade* und *Brätter* aufgesägt werden sollte, war in der Regel 4, 5 oder 6 Meter lang; die beiden letzten Masse hatten die grösste Bedeutung.

Zur Hauptsache wurde *Tanne* (=Weisstanne) und *Fichte* verarbeitet, z. T. in Qualität und Grösse, wie sie heute nicht mehr angetroffen wird: *das isch no schööni Waar gsii*.

Daneben wurden auch, allerdings in weit geringerem Ausmass, *Bueche*, *Linde*, *Eiche*, *Ahorn*, *Oesche*, *Nussboum* und Fruchtbäume gesägt.

Grundsätzlich unterschied man 2 Arten der Verarbeitung: *ds Konschtrukzionshouz* (=Bauholz) und *d Schreinerwaar*.

Abnehmer für das Konstruktionsholz waren die Zimmerleute, anfänglich aus der Region, später dann auch aus dem Oberland (Brienz, Gstaad). Auf Bestellung wurden für sie *Kannthouz*, *Bauke*, *Rafe*, *Schweuue* und *Dachlatte* gesägt.

Geeignete schöne Stämme verarbeitete man zu *Schreinerwaar*. Im Gegensatz zum Konstruktionsholz, das mit der Rinde auf den Wagen gebracht wurde, mussten diese Stämme entrindet werden.

Noch auf dem Lagerplatz wurde das Holz *iiteut* (ausgemessen) *u versaa- get* (von Hand). Anschliessend brachte man die Stämme mit einem *Charrli*, bei dem man das Holz *ungerueche ghäicht hett*, längsseits vor die Säge.

Über zwei Kanthölzer, die als Rampe dienten, wurde das Rundholz mit *Chräbuspare* und *Cheerhaagge* und mit einer *Wäuue* (einem an der Rückwand der Säge befestigten drehbaren Rundholz mit Löchern für das Einstecken der *zwo Schwinge*), später dann mit einer mechanischen Seilwinde auf den Wagen gebracht. Damit die Stämme ruhig auf den beiden Sätteln des Wagens lagen, musste man ihnen vorgängig im Freien mit dem Beil noch es *Lääger* machen, *me het se gläägeret*: dem Stamm wurde am Anfang und am Ende eine kleine Auflagefläche gehauen. Auf dem Sägewagen wurde der Stamm *drufbunge*, *aagchlemmt*, d. h. festgeklemmt. Dazu dienten beim Sattel am Wagenende *d Zange*, die mit einer Schraubvorrichtung angezogen und auch seitwärts verschoben werden konnte. Auf der *Aasaagsite* war der Sattel mit einem Einschnitt versehen, damit das Sägeblatt überhaupt angesetzt werden konnte. Hier

wurde das Holz mit einer *Schäri* und mit Keilen befestigt. Damit man den Stamm mit dem Einfachgang möglichst weit durchtrennen konnte, war der Sattel am Wagenende ebenfalls zweiteilig; so konnte das Sägeblatt weit vordringen, *ds Blatt isch zwüschihe glüffe*.

Verarbeitete man Bauholz, so trennte man zuerst mit 2 Schnitten nacheinander auf der linken und rechten Seite des Stammes *d Schwarte*, *d Ablade* ab; *de isch e Chlotz blibe*. Die Schwarten dienten später den Bäckern und Privaten als Heizmaterial. Nach jedem Schnitt musste der Wagen wieder zurückgeholt werden, um den nächsten Schnitt ausführen zu können. Das Rückholen geschah mechanisch mit einer Triebriemenkupplung über *d Schautig*. Anschliessend drehte man den Stamm um 90 Grad, *me het ne überschlage* und führte nacheinander die 2 nächsten Schnitte aus: das Kantholz war fertig.

Der Vorschub des Sägewagens erfolgte über ein exzentrisch an der Gatter-Welle befestigtes Gestänge. Über dieses wurde ein Impuls auf das gusseiserne Setzrad des Wagens übertragen, das in kleinen Schritten vorwärtsgedreht wurde und über eine Zahnradübersetzung den Wagen bewegte. Die automatische Endabschaltung am Wagen verhinderte, dass das Sägeblatt am Ende des Schnittes den Sattel beschädigte.

Stellte man *Schreinerwaar* her, so fiel das Überschlagen dahin; man musste aber den Stamm seitlich um Ladenbreite rücken, man musste *aasetze*. Dies geschah mit einem *Hebise*. Waren alle nötigen Schnitte ausgeführt, so wurde der Stamm, der ja am Ende nicht ganz durchtrennt war, auf der *Aasaagsite* mit einem *Chötteli* umschlungen. Um *ds Chötteli* zu spannen, benötigte man *es Schwingli*, einen Holzstab mit einem Haken, mit dem man die Kette verwinden konnte. Dann wurde der Stamm *usetrööut*. Dort musste man die Läden trennen: *me het se abgeschprängt*. Die verbleibenden Holzresten putzte man, sofern überhaupt nötig, mit dem Beil weg. Anschliessend schichtete man *d Chlotzbrätter* draussen stammweise auf einem *Lääger* auf, *me het se gchneblet*, indem man zwischen die Bretter je nach Holzdicke 30er- oder 18er- *Chneble* (Kanthölzer von 18 resp. 30 mm Dicke) legte. Wünschte ein Kunde dies, so schnitt man auf der Fräse die Ränder der Bretter gerade zu, nach altem Brauch wurden sie so in ihrer Breite konisch; später setzte sich dagegen der Parallelschnitt durch.

Die gängigen Ladendicken von 18, 24 und 45 mm wurden noch in der

ersten Hälfte unseres Jahrhunderts mit *sächslingig*, *achtlingig* und *fünfzä-
chelingig* angegeben. Das Wort «-lingig» stammt ab von Linie: nach 1838
hatte ein Schweizerfuss (') 10 Zoll (=30 cm) und 1 Zoll (") 10 Linien (''')
zu 3 mm. Bretter mit 30 mm Dicke waren *zöunig*.

Es kam vor, dass ein Baumstamm wegen seiner Grösse nicht in einem
Tag verarbeitet werden konnte; in der Regel schaffte ein guter *Saager*
aber 3 bis 4 *Trämu* im Tag.

Das geschnittene Holz wurde vom Kunden auf *Leeterwäge* abtransportiert.
Erreichte das Holz eine entsprechende Länge, so konnten dem
Wagen die seitlichen Leitern entfernt werden; mit einem *Gschpatt*, ei-
nem langen Rundholz, das man zwischen die Achsen einsetzte, konnte
der Radstand erheblich verlängert werden.

Im Herbst, wenn das angefallene Holz nahezu verarbeitet war, wurde
auf den Sägen in der Regel eine ruhigere Gangart angeschlagen; so
konnte es dann geschehen, dass sich zwei *Saager* mit der Redensart
begrüssten: *So, hesch usegsaaget?*

5.6. Die Saager auf der Choleresaagi

Es ist ungewiss, ob die Erbauer der Choleresaagi, Zysset und Spring,
auch tatsächlich selber auf der Säge gearbeitet haben; eher wahrschein-
lich ist, dass sie einen *Saager* angestellt hatten. In den 1870er Jahren wird
ein Oesch Christian (*1846) genannt. Die Familie Oesch stellte verschie-
dene Sägearbeiter, darunter Jakob, *Saager-Kobi* (1890 bis 1977), der
noch bei Stettler Fritz arbeitete.

Über die genauen Verhältnisse im letzten Jahrhundert wissen wir wenig.
Es ist anzunehmen, dass auch Christian Feuz nicht selber auf der Säge
gearbeitet hat, ebensowenig wie Boss und Hagi. Eduard Mühlethaler
hingegen, dem die Säge 1914 bis 1918 gehörte, zog mit seiner Familie in
die Cholere und wird selber das Gewerbe ausgeübt haben. Von Fuhrer
wissen wir nichts.

Egli, hauptberuflich Landwirt, hatte seine Angestellten auf der Säge, so
unter anderem den späteren Besitzer Fritz Stettler, der von 1934 an den
Betrieb selber als *Saager* führte.

6. Die Mühle

6.1. Die Errichtung und die Handänderungen

Am 19. September 1863 erschien im Amtsblatt des Kantons Bern die Baupublikation für die Choleremüli (Abb. 1).

Die Geschäftspartner Johann Zysset, Gemeindepräsident von Heiligenschwendi, Samuel Spring sen., Schreiner auf der Hundschüpfe, beide Teilhaber an der Choleresägi, und Springs Sohn Samuel jun. ersuchten um die Baubewilligung für eine Mühle auf dem «Kohlernbödelein», welches Johann Zysset gehörte.

Beabsichtigt war der Bau eines mit Ziegeln gedeckten Rieghauses. Nebst der Mühle, die mit 2 Mahlgängen und 1 Rönndle ausgestattet werden sollte, war ebenfalls die Einrichtung einer Bäckerei und der Einbau einer Wohnung vorgesehen. Scheune und Stallungen wurden zwar publiziert, die Bauherren behielten sich aber deren Erbauung vorläufig vor.

Während der Planaufgabe erwuchs dem Vorhaben von keiner Seite Gegnerschaft. Frau Anna Zimmermann-Erhart, Witwe des Erbauers der Knochenstampfe und Schwiegermutter von Samuel Spring jun., gab ihre Einwilligung als Anrainerin am Cholerebach, die zum Bau des Wasserwerkes erforderlich war.

Auch der Ingenieur des 2. Bezirkes, Zürcher, erhob aus wasserpolizeilicher Sicht keinen Einspruch. Das Bewilligungsgesuch der Bauherrschaft an den Regierungsrat war begleitet von einem Zeugnis des Gemeinderates von Heiligenschwendi, der den Bau einer Mühle als zweckdienlich begrüßte.

Am 27. November 1863 erteilte der Regierungsrat die Bewilligung.

Die Mühle (Stall und Scheune fehlten noch) wurde darauf im Jahr 1864 auf dem Boden des Johann Zysset errichtet, genau wie dies bei der Säge geschehen war. Ende 1864 erwarben die beiden Geschäftspartner Spring aber auch ihren Bodenanteil von 200 Klaftern für 400 Fr. von Zysset.

Bereits 1866 trat Samuel Spring jun. seinen Anteil an der Mühle den beiden Partnern Vater Spring und Johann Zysset für 3200 Fr. ab; der Verkaufspreis entsprach genau einem Drittel der Brandversicherungssumme.

Damit befanden sich nun beide Gewerbebetriebe auf dem Cholerebödeli, die Säge und die Mühle, in den Händen von Spring und Zysset.

Ins Jahr 1867 oder 1868 fällt die Errichtung der Scheune und des Stalles; das genaue Jahr lässt sich nicht ermitteln.

Ende 1868 wurde Zysset Alleinbesitzer der Choleremüli. Für 6200 Fr. erwarb er Springs Anteile an der Mühle, die mit 2 Mahlgängen und 1 Rönndle ausgerüstet war, an der Bäckerei mit Schiff und Geschirr sowie an Stall und Scheune.

Nur gerade zwei Jahre blieb die Mühle in Zyssets Alleinbesitz; 1870 erwarb Johann Wyss die Anlage für 13 600 Fr.

Gut 7 Jahre müllerte darauf Wyss in der Cholere.

1878 wurde die Mühle ein weiteres Mal verkauft; neuer Besitzer wurde Christian Sauser, der aus Wattenwil hergezogen war. Bei dem Verkauf erzielte Wyss einen deutlichen Gewinn, betrug der Verkaufspreis doch 20 000 Fr. Anlässlich dieses Handels vernehmen wir etwas mehr über das «Schiff und Geschirr», das mit in den Kauf ging; genannt werden neben den zwei Mahlgängen und der Rönndle:

1 Werkbank

1 Waage mit Gewichtssteinen

1 Salzstande

1 Kohlenkessel

4 Brottücher

sämtliche Schüsseln (Holzschaukeln zum Einschliessen und Herausholen der Brote)

1 Schreibpult

1 Feuerhaken

1 Ofenziehe

1 Eisenhafen

2 Mulden in der Backstube

4 Bütten

1 Dezimalwaage mit Zubehör

die Mühlehammer (zum Glätten und Schärfen des Deutschen und des Champagner-Steins, 23 Stück)

2 Kronhämmer

1 Hebeisen

6 Mühlekübel

die müttigen (1 Mütt = 168 l) Mehlsäcke mit dem Namen des Verkäufers (Zysset)

1 Sackwagen

die Mehlsäcklein mit dem Namen Spring und Zysset.

Der Deutsche Stein wurde vorwiegend im *Brächigang* verwendet. Mit ihm wurde oft Futter (Gerste) gemahlen. Es handelte sich um einen *Naturstei* aus dem Ruhrgebiet. Der *Schampanier* wurde verwendet für *Mäu uszmale*; der harte Stein erforderte entsprechende Mühlehämmen, die aus Stahl gearbeitet waren. Ihre Finne war messerscharf.

Sausers Müllerhandwerk scheint unter keinem guten Stern gestanden zu haben. 1895 musste gegen den zahlungsunfähigen Christian Sauser ein Verwertungsverfahren eingeleitet werden. Die Mühle ging durch den Steigerungskauf vom Dezember 1895 an seine Tochter Lina aus der 1. Ehe mit Anna Gurtner, in Sigriswil. Es scheint, dass die Mühle zu diesem Zeitpunkt abgewirtschaftet hatte; noch wird zwar beim Verkauf die Mühleeinrichtung und die Bäckerei genannt; aber auf der öffentlichen Steigerung fand sich niemand bereit, den geforderten Minimalpreis von 10 050 Fr., welcher der amtlichen Schätzung entsprach, zu überbieten. Die Choleremüli wechselte somit nach 17 Jahren zum halben Kaufpreis, den Sauser 1878 bezahlt hatte, die Hand.

Nach dem Verwertungsverfahren blieb Christian Sauser mit seiner 2. Frau Elisabeth Sauser-Furer, verwitwete Neuhaus, und ihren Kindern aus dieser Ehe, Louise (*1888) und Christian (*1890), in der Cholere wohnen. Die Betriebsbewilligung für die Choleremüli wurde 1907/08 nicht mehr beantragt, wie dem Wasserbuch des Kantons Bern entnommen werden kann. Damit wurde das Wasserrecht hinfällig. Die genaue Zeit der Stilllegung der Choleremüli kann allerdings nicht bestimmt werden.

1919 verkaufte Lina, die sich 1914 mit dem Schreinermeister Karl Krebs auf dem Lueghubel in Fahrni verheiratet hatte, das Mühlegebäude für 8000 Fr. an ihren Halbbruder Christian, der in der Cholere wagnerte. Mit dem Verkauf wurde dem Käufer gleichzeitig das Sorgerecht für den Vater übertragen.

Zu diesem Zeitpunkt ist keine Rede mehr von der Müllerei in der Cholere. Mit dem Vater Christian Sauser hatte das Müllergewerbe ein Ende gefunden.

Die Bäckerei hingegen findet weiterhin Erwähnung und erlebte für kurze Zeit eine vorübergehende Blüte.

Als Christian Sauser jun. im Mai 1940 starb, übernahm in der Erbteilung von 1941 seine Schwester Louise, nun verheiratet mit dem Fabrikarbeiter Friedrich Siegenthaler, die Besetzung für 12 300 Fr.

1954 wechselte die Mühle ein letztes Mal Hand; Fritz Stettler, dem seit 1934 auch die Choleresaagi gehörte, erwarb die Liegenschaft; neu hinzugekommen war ein Hühnerhaus, das 1947 erbaut worden war und nach dem Handwechsel dann lange Jahre als Schafstall diente.

6.2. Das Gebäude

Eindrücklich springt dem Betrachter der Mühle die grosse *Ründi* und die mächtige Grundmauer ins Auge, die an der südwestlichen Ecke eine Höhe von 5,5 Metern erreicht (Abb.1). Sie wurde aus Bruch- und Bollensteinen aufgeführt und hat eine Dicke von 60 cm. Bei Sonnenschein heben sich die vereinzelt Granit-Ecksteine leuchtend von ihrer Umgebung ab. Stellenweise ist der Kalkverputz noch erhalten. Schlicht fügen sich die 4 Fenster des Mühleraires und die Mühletüre (Abb. 12), deren Sturz, Gewände und Bank aus Aaregranit bestehen, in die Grundmauer ein. Auf der Nordostseite der Mühle ragt der aus Ziegelsteinen gemauerte Backofen vor.

Auf dem mächtigen Mauersockel, der den Mühleraire und die Backstube umfasst, ruht der Oberbau mit Wohn- und Dachgeschoss, ein Riegelwerk, dessen Zwischenständer stockwerkweise abgebunden sind. Die Ausfachungen sind mit Backsteinen ausgemauert und verputzt. Das Wohngeschoss umfasst drei Stuben und die Küche. Auf der Höhe des Wohngeschosses befindet sich traufseitig je eine grosse Laube, die sich über die ganze Länge des Hauses erstreckt. Als Bauholz wurde mit drei Ausnahmen ausschliesslich Fichte verwendet; lediglich die Leibung (*d Liibig*) der Haustüre und der Backstubenfenster sowie die geschwungenen Büge im 1. Stock sind aus Eiche.

Ein beidseitig abgewalmtes Satteldach (Krüppelwalmdach), heute mit Doppelfalzziegeln gedeckt, zieht sich tief bis auf die Höhe des Wohngeschosses hinab. Der Dachraum, der ehemalige Kornboden, ist nicht ausgebaut. Auf der Nordostseite weist er eine Türöffnung auf.

Auffällig sind die strenge Symmetrie des Gebäudes, die geraden baulichen Linien und der fehlende Schmuck. Lediglich die Laubenbrüstungen weisen ein Profil auf, Heiterlöcher fehlen vollständig. Den einzigen Schmuck des Hauses finden wir in den gestemmtten Füllungen der Haus- und Mühletüre.



Abb. 12. Mühletüre mit Sturz, Leibung und Schwelle aus Aaregranit; die schönen Granitsteine wurden vermutlich aus Findlingen in der Gegend gearbeitet. Die Türe weist 2 ungleich breite Flügel mit gestemmtten Füllungen auf. Aufnahme 1990

Beim Hauseingang und vor dem Stall finden sich Reste einer alten *Bsezi* (Kopfsteinpflaster), die aus den 1870er Jahren stammen dürfte.

Nordöstlich an die Mühle angebaut wurden Stall und Scheune; das überstehende Mühledach und das Ineinandergreifen der Balken machen deutlich, dass dieser Teil in einer zweiten Bauetappe hinzugefügt wurde. Im Erdgeschoss befindet sich ein kleiner Stall mit Kopfsteinpflasterung, der für die Mühlepferde gedacht war, vermutlich aber nie dafür benutzt wurde; auf gleicher Höhe ist das Tenn. Die Einfahrt fürs Tenn auf der Nordostseite besteht heute nicht mehr, das Tor ist von aussen wegen der Schindelverkleidung nicht zu erkennen. Wann die Einfahrt abgetragen wurde, ist ungewiss. Über dem Stall liegt die Heubühne. Im Untergeschoss befindet sich zusätzlich ein kleiner, halboffener Raum. Daneben hat sich ein Schweinestall befunden, den Johann Wyss vom Maurer Imhof errichten liess.

Das gerschildlose Giebeldach der Scheune ist heute auf der Bachseite mit Biberschwänzen, auf der Bergseite mit Doppelfalzziegeln belegt. Zwischen der Mühle und der alten Strasse liegt der Garten, den Wyss anlegen liess.

6.3. Die Ausstattung

Wenige Zeugnisse der Müllerei in der Cholere sind uns erhalten geblieben. Vom inneren Mühlenwerk (Getriebe, Mahlgänge) ist lediglich noch der aus Eichen gezimmerte 4,5 m auf 4 m messende und 1,8 m hohe Mühlestuhl vorhanden, dessen Boden aus dicken Tannenbohlen besteht und unter dem sich das Getriebe der Mahlgänge befand. Ein einziger Mühlestein (Läuferstein des *Rönndugangs*) ist noch vorhanden. Er befindet sich heute allerdings im Garten von U. Stettler in Goldiwil. Daneben existiert noch ein Mehlsack aus der Zeit des Johann Wyss (Abb. 13). Von den 2 Mahlgängen und der Rönndle ist nichts mehr übriggeblieben; es bestehen keine Hinweise zur Demontage.

In der Mühle sind an den Decken nachträglich zugemachte Öffnungen zu sehen; hier liefen *Schächt*, *Transmissionsrieme* und der *Ufzuug* durch und stellten die Verbindung zum Schüttboden/Kornboden her. Möglicherweise haben auch *Transport* (Becherwerke) bestanden.



Abb. 13. 50-kg-Mehlsack aus der Choleremüli (Vorder- und Rückseite). Auf der Rückseite des Sackes sind die verschlungenen Initialen I O H W des Johann Wyss aufgedruckt. Der 50 auf 98 cm messende Sack aus dem Jahr 1875 befindet sich heute im Besitz der Nachkommen des Johann Wyss in Oberbalm. Aufnahme 1990.

Auch vom äusseren Mühlenwerk (Rad, Gerinne, Kanal) sind kaum noch Spuren zu finden. Lediglich im Wald hinter der Mühle lässt sich noch der Kanal undeutlich erahnen. Den Verlauf der Zuleitung und die Wasserfassung, so wie sie um 1890 bestanden hat, lassen sich indessen mit Hilfe der Grundbuchpläne und des Handrissbuches rekonstruieren. Die erste Wasserfassung dürfte sich aber weiter hinten im Choleregrabe, an der gleichen Stelle wie die Fassung für die Knochenstampfe, befunden haben.

1889 wurde das Wasser aber jedenfalls auf der Höhe der Parzelle 283 gefasst.

Vermutlich mit einer Britsche, wie bei der Säge, wurde das Wasser in einen Kanal abgeleitet. Dieser führte in gerader Linie bis auf die Höhe des Bachknies; hier wurde das Wasser wahrscheinlich von einem hölzernen Gerinne aufgenommen und, mit einer Biegung bei der Mühlescheuer-Ecke, aufs Rad geleitet.

Über das Wasserrad bei der Mühle besteht keine Gewissheit.

Die Laube, unter der es sich drehte, bot ausreichenden Schutz gegen Sonne und Wetter, so dass sich eine Radkammer erübrigte.

Nach dem Passieren des Rades floss das Wasser in Richtung des heutigen Bienenhauses in den Sägebach.

Von Johann Wyss, der 1870 bis 1878 in der Cholere müllerte, wissen wir, dass er einige Veränderungen an der Mühle vornahm. So liess er 1875 einen Champagner-Gang einbauen, der ihn auf rund 900 Franken zu stehen kam. Allein der harte Stein, der erst ein feines Ausmahlen des Kornes erlaubte, kostete 600 Franken, sein Transport 11 Franken. Die Zargen aus Buchsholz kosteten weitere 220 Franken; dazu kamen noch für 70 Franken die neuen Billenhämmer, die für das Schärfen des Steines erforderlich waren, später ein Kronhämmerli, das 8 Franken kostete.

Bereits im Jahr 1872 finden wir Auslagen für einen alten Rönndelstein (24 Franken); im Winter 1876 musste das Wasserrad erneuert werden, was 310 Franken kostete. 1877 richtete Wyss schliesslich eine neue Rönndle für 239 Franken ein.

6.4. Die Müllerei in der Choleremüli – Die Deutsche Mühle

Bei der Mühle in der Cholere hat es sich um eine Deutsche Mühle gehandelt (Abb. 14). Dieser Mühlentyp, der allgemein verbreitet war,

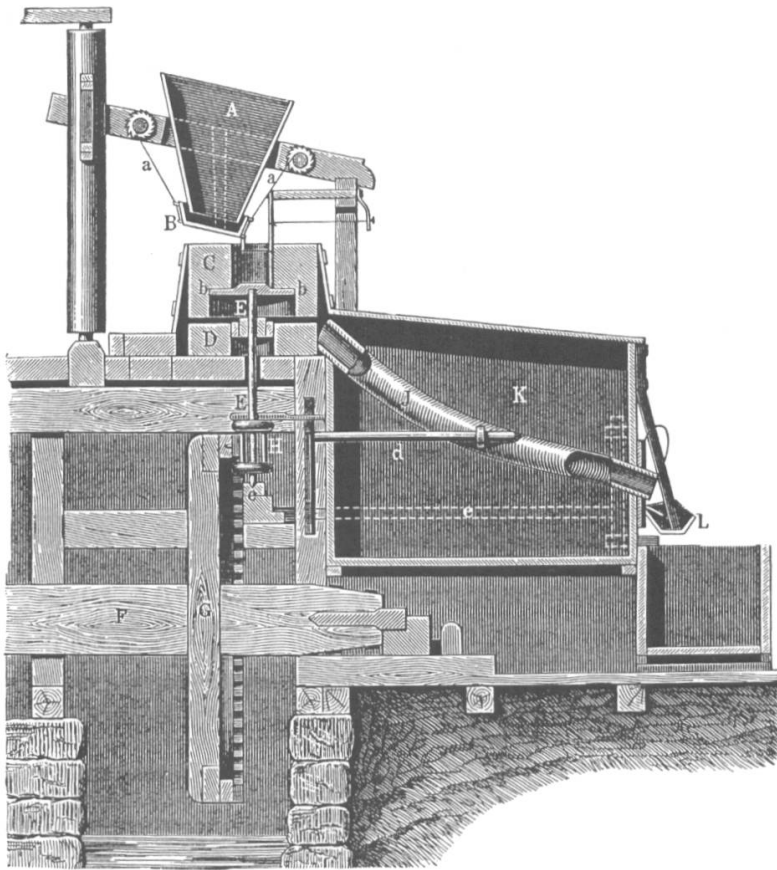


Abb. 14. Deutsche Mühle

- A Rumpf (*Trimäuuue*)
- B Schuh (*Läärtrögli*)
- C Läuferstein
- D Bodenstone mit Öffnung (Auge), die mit einer Büchse abgedichtet ist
- EE Mühleisen, Mühlspindel
- F Wasserradwelle
- G Triebstockrad (*Aatriibraad*)
- H Triebstockrad
- J Sieb (Beutelgeschirr, Beutelwerk)
- K Mehlkasten
- L flaches Sieb (Sauberer), das grobes Mehl (Griess) und Kleie trennt
- aa 4 Schnüre, befestigt an der Rumpfleiter (*am Stüeli*), die den Schuh B tragen
- bb Haue (*Antägu*)
- c Lichtwerk; Hebel, über den der Läuferstein angehoben werden kann
- d schwingende Gabel, die das Beuteltuch heftig schüttelt
- e Stange, die den Sauberer bewegt; Gabel und Stange werden durch drei Zähne (Dreischlag) an der Mühlspindel E bewegt; daher klappert die Mühle

bestand aus dem Rumpfzeug, dem eigentlichen Mahlwerk und dem Beutelwerk.

Das Rumpfzeug besteht aus einem trichterförmigen Rumpf, der sogenannten Gosse (*Trimäuuue*), und aus einem darunter angebrachten offenen Kasten, dem Rüttelschuh (*Läärtrögli*), dessen Abstand von der Gosse durch einen geeigneten Mechanismus beliebig verstellbar ist. Durch Vergrösserung dieses Abstandes wird der Zulauf des Getreides nach den Mühlesteinen vermehrt, so dass jede gewünschte Zuströmung eingestellt werden kann. Ein Rührnagel gibt dem Schuh dauernd eine rüttelnde Bewegung und bewirkt so das gleichmässige Ausfliessen des Getreides aus der Gosse.

Die beiden horizontalen Mühlsteine (*Lööffer* und *Bodestei*), über die eine Holzzarge gestülpt ist, bilden das Mahl- oder Gehwerk, und zwar ist der untere, der Bodenstein, unbeweglich, während der darüber angeordnete Oberstein rotiert und daher Läufer heisst. Zwischen diesen Steinen geschieht die eigentliche Vermahlung. Zu diesem Zwecke sind in die beiden Mahlflächen Furchen (*Furi*), sogenannte Schärfen, eingehauen, und zwar so, dass die Schneidkanten des oberen Steines zu denen des unteren entgegengesetzt gerichtet sind, also eine Scherenwirkung hervorbringen und so die zwischen sie gebrachten Körner zerreiben. Diese Furchen unterstützen durch ihren Verlauf ausserdem die Wirkung der Zentrifugalkraft, die das Mahlgut nach aussen zu schleudern strebt; die somit gleichmässiger gewordene Schleuderbewegung stösst das Mahlprodukt seitlich durch eine Öffnung, das Mehllloch, nach aussen zum Sortierapparat hin. Die Achse des Läufers, Mühleisen genannt (auch Wendelbaum), trägt den *Antägu* (Haue); sie geht durch den Bodenstein hindurch und endigt unten in der *Pfanne*, einem einfachen Lager, das zwecks Abstandveränderung zwischen Läufer und Bodenstein heb- und senkbar angebracht ist. Die dazu nötige Hebelvorrichtung heisst Lichtwerk. Am untern Ende des Mühleisens, dicht vor der Pfanne, ist ein Getriebe angebracht, das vom Kammrad der Hauptantriebswelle seinen Antrieb erhält.

Nach der Vermahlung gelangt das Mahlprodukt in den Mehlbeutel, der aus Wollgaze oder einem Beuteltuch besteht und beständig gerüttelt wird. Dieses Rütteln wird durch das sogenannte Gabelzeug vermittelt. Eine Gabel ist an der Sichtewelle befestigt und greift mit ihren beiden

Zinken am Beutel an; die Sichtewelle besitzt einen kurzen Arm, der seinerseits durch einen auf dem Mühleisen befestigten Dreischlag bei jeder Umdrehung des Steines dreimal einen Stoss erhält und diesen auf den Beutel überträgt, ihn rüttelt. Durch diesen Dreischlag wird das Geklapper der Mühle hervorgerufen. Während das feine Mehl durch die Maschen des Beuteltuches in den Mehlkasten fällt, werden die gröberen Teile im Beutel zurückbehalten und gelangen nun in den Sauberer, indem sie – ebenfalls mittels Schütteln durch eine von der Sichtewelle abgeleiteten Bewegung – je nach ihrer Grösse durch verschiedene Siebe fallen, also sortiert werden. Das über dieses Sichtwerk gegangene Mehl heisst gebeuteltes Mehl im Gegensatz zu dem nur geschroteten und nicht gesichteten Mehl. Bei letzterem besteht also der ganze Mahlvorgang nur in grober Zerkleinerung des Getreides ohne nachfolgende Kleieabtrennung. Die Kleie gelangt über den Kleiekotzer in die Kleieiste.

Das auf den Deutschen Mühlen angewendete Mahlverfahren ist das der Flachmüllerei, bei der man den Zwischenraum zwischen beiden Steinen sehr eng wählt, um das Mahlgut nur einmal über den Gang schicken zu müssen. Die Steine greifen das Getreide sofort scharf an, und so ergibt sich bereits nach dem ersten Vermahlen ein fertiges, feines Mehl, aus dem nur noch im Beutelwerk die Kleie abzusondern ist. Der Flachmüllerei haftet der Nachteil an, dass die Schale des Getreidekornes nicht viel weniger pulverisiert wird als der Mehlkern. Die feinen Schalenteile sind später nur zum kleinsten Teil aus dem Mehl zu entfernen, das daher oft dunkelfarbig wird.

Die *Rönn(d)le* (auch Relle, Rölle, Kollergang, Gerbgang, Spelzgang) ist der Mahlgang, der die Getreidekörner von der Hülse befreit; dies ist besonders bei Dinkel (Korn) und Gerste notwendig. Beim Weizen löst sich die Hülse bereits beim Dreschen. Die Rönndle gehörte zur Grundausrüstung einer jeden Mühle.

Obwohl die Choleremüli über zwei Mahlgänge verfügte, dürfte in der Regel nur jeweils einer in Betrieb gewesen sein.

6.5. *Das Mahlgut*

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts war Korn (Spelz, Dinkel, *Triticum Spelta*) die vorherrschende Getreideart in der Schweiz. Diese

ist gegenüber Auswuchs weitgehend resistent, da sich die begrannnten Ähren neigen und das Wasser ablaufen lassen. Nachteilig beim Korn ist hingegen, dass sich der Ertrag vor dem Entspelzen schlecht abschätzen lässt; beim Weizen bieten sich diesbezüglich keine Probleme, da er den Spelz bereits beim Dreschen verliert. Selbst um 1910 war der Kornanbau im Kanton Bern noch beträchtlich ausgedehnter als derjenige von Weizen, welcher sich aber langsam eine Vorrangstellung zu erobern begann. Im Emmental betrug der Kornanteil 1900 noch 49,6% gegenüber 2,4% Weizen.

Neben Korn wurde in der Bergregion von Heiligenschwendi auch Hafer – nicht zuletzt zum Begleichen des Haferzehntens – angebaut, allerdings in kleinen Mengen.

Das hauptsächliche Mahlgut in der Choleremüli war Korn, das der Müller von den Bauern der Umgebung für rund 15 Rappen das Pfund aufkaufte oder lediglich im Auftrag mahlte und dafür den Mahllohn erhielt. Von Wyss wissen wir, dass er Weizen zukaufte, in einem Fall einen grösseren Posten von 10 000 Pfund für 2000 Franken.

Roggen wurde lediglich in kleinen Mengen vermahlen.

Drei Sorten Mehl verkaufte Wyss: Simmel, halbweisses und *ruuchs*, im Jahr 1878 das Pfund zu 40, 17 und 15 Rappen.

Seine Kundschaft bestand aus den Bauern der Umgebung und den Bäckern in der Region. Bezeugt sind unter anderem die Bäcker Lörtscher in Spiezwiler, Schänker in Zweisimmen, Berger in Hilterfingen, Oesch in Goldiwil, Gafner im Homberg und Rupp in Steffisburg.

6.6. *Der Getreideanbau*

Waren die Getreidepreise in der Schweiz von 1800 bis 1826 gefallen, so stiegen sie gegen 1850 wiederum leicht an. Die Stagnation schien überwunden, und an verschiedenen Orten entstanden neue Mühlen, bestehende wurden ausgebaut.

In der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts erlitt die Getreideproduktion aber einen starken Einbruch. Die schweizerische Produktion wurde starkem Druck aus dem Ausland ausgesetzt; gleichbleibende Zollansätze begünstigten den Import, das Ausland war in der Lage, mit billigen Arbeits-

kräften auf billigem Boden und oft auch unter klimatisch besseren Bedingungen zu produzieren. Der Ausbau der Transportsysteme erlaubte eine rasche und kostengünstige Beförderung. Zudem brachte das ausländische Getreide, das in grossen Mengen und gleicher Qualität beschafft werden konnte, Vorteile für die aufkommenden Industrie-Mühlen.

Die Folgen waren, dass der einheimische Getreideanbau wegen des Preiszerfalls besonders auch in den Hügeln gebieten stark zurückging und die Grasfläche ausgedehnt wurde. In einem kurzen Kommentar zum Fehlbetrag von 3452 Franken für das Jahr 1875 hielt Johann Wyss fest: «Alzufil schlechte Fruch u. immerwerendes sinken bis zum Neujahr 1876» (sic).

6.7. Die Umstellung auf Walzenstühle

Mit der Entwicklung der Walzenstühle und dem Abrücken von der Deutsche Mühle ab der Mitte der 1870er Jahre zeichnete sich das Ende der kleinen Kundenmühlen ab.

Die Walzenstühle waren in der Lage, bei kleinerem Kraftaufwand billiger zu produzieren und gleichzeitig auch ein vorzügliches Mehl zu liefern, das dem Publikumsgeschmack entsprach. Der hohe technische Stand der Maschinen erforderte aber eine gute Ausbildung des Müllers, und die grossen Investitionskosten verlangten eine ganzjährige Auslastung der Anlagen.

Die Zeiten waren vorbei, wo die Meinung vorherrschte, dass ein Mann mit gesundem Verstand das Müllerhandwerk in einer Woche erlernen könnte.

6.8. Die Konkurrenz in der Region

Heiligenschwendi verfügte schon seit alter Zeit über eine Mühle, die Grabemüli. In der Region befanden sich weitere Mühlen im Teuffenthal, im Homberg, in Sigriswil, Thun und Steffisburg. Im Gegensatz zu den Industriemühlen mahlten die ländlichen Kundenmüller lediglich während einer beschränkten Zeit im Jahr. Sie dürften den Einbruch, da sie eng mit den bäuerlichen Strukturen ihrer Umgebung verbunden waren, nur langsam zu spüren bekommen haben.

Während sie weiterhin das Korn der Bauern aus der Umgebung mahlten, baute in Thun Müllermeister Adolf Lanzrein sein konkurrenzstarkes Unternehmen auf. 1866 erwarb er die vordere, 1870 die hintere Mühle und 1879 dazu die Säge, Schmiede und den Platz der abgebrannten mechanischen Werkstätte. Auf diesem Areal liess er neue Mühlebauten erstellen. Eine gewisse Verstärkung des Konkurrenzdruckes für die Choleremüli dürfte die Verbesserung der Strasse von Thun nach Heiligenschwendi gebracht haben, da durch die bessere Erschliessung das Gebiet für auswärtige Müller leichter zugänglich wurde.

6.9. Auf die falsche Karte gesetzt

Als Zysset und Spring 1864 die Choleremüli errichteten, zeichnete sich bereits der Niedergang für die Stein-Mühlen ab. Das junge Unternehmen war schon bei seinem Beginn zum Untergang verurteilt: Preiszerfall auf dem Getreidemarkt, Umstellung auf Walzenstühle und der Aufbau von Industrie-Mühlen, Vermahlung von Auslandweizen an Stelle des inländischen Korns, starker Konkurrenzdruck und Öffnung des Marktes, all dem konnte die Choleremüli nicht widerstehen. Ihre Errichtung muss aus heutiger Sicht als Fehlinvestition erscheinen.

Einige wenige Kundenmühlen haben die Zeiten überlebt; allerdings nur die, deren Besitzer, oft in günstigerer Verkehrslage als in der Cholere, sich investitionsfreudig und innovativ zeigten und auf Walzenstühle umstellten.

Zysset dürfte die Zeichen der Zeit nach einigen Jahren erkannt haben; durch das Abstossen der Mühle 1870 hielt er Schaden von sich fern. Bereits Wyss kam wegen der hohen Investitionen, die er getätigt hatte, und wegen seiner Misswirtschaft nicht mehr ungeschoren davon. Sauser sen., bei dem möglicherweise gewisse Persönlichkeitszüge mit hineinspielten, war den Anforderungen nicht gewachsen und führte das Ende der Müllerei in der Cholere herbei.

6.10. Die Müller in der Cholere

In welchem Ausmass die Erbauer der Choleremüli, Johann Zysset und Samuel Spring, das Müllergewerbe selber ausübten, ist ungewiss. Die im

Kaufvertrag mit Johann Wyss erwähnten Mehlsäcke mit dem Namen Zysset/Spring lassen den Schluss zu, dass die beiden die Mühle tatsächlich selber betrieben und nicht etwa in Pacht gegeben haben.

Ihre Nachfolger, Wyss und Sauser, übten beide sowohl das Müller- wie auch das Bäckergerwerbe aus.

6.10.1. Johann Wyss

Einem Zufall ist es wohl zu verdanken, dass sich aus dem Nachlass von Johann Wyss einige Dokumente erhalten haben, so ein Kassen- und ein Notizbuch, in denen unter anderem auch Eintragungen aus der Zeit in der Cholere zu finden sind.

In diesen Aufzeichnungen finden sich einige aufschlussreiche Angaben. Von besonderem Interesse sind die Inventare, die Preise sowie die Angaben zur Ausstattung der Mühle.

Johann Wyss wurde am 10. 10. 1844 auf dem Eichgut in Goldiwil geboren, das sein Vater Peter bewirtschaftete. Nach seiner Schulzeit in Goldiwil lernte er in Boltigen beim Bäcker Ueltschi *ds Bache*. Nach einigen Wanderjahren arbeitete er auf dem Bödeli. Am 6. 3. 1871 verheiratete er sich mit Susanna Stähli (5. 7. 1849 bis 10. 3. 1921), der Tochter des einstigen Obmanns Jakob Stähli im Homberg. Die Jahre in der Cholere brachten aber den beiden Eheleuten, denen nach und nach 10 Kinder geboren wurden, wenig Glück. Die wirtschaftlichen Verhältnisse verschlechterten sich zusehends, die Liste der Gläubiger wurde länger und die Schulden immer grösser. 1878 musste Wyss verkaufen. Die finanziellen Verhältnisse waren offenbar so zerrüttet, dass der Schwiegervater Stähli in seinem Testament seine Tochter Susanna (Johanns Frau) vom normalen Erbgang ausschloss, um zu verhindern, dass dieser auf das Erbe greifen konnte. Seine Begründung war, dass «Johannes Wyss in ökonomischer Beziehung nicht ein Leben führe, wie es sich einem ordentlichen Familienvater geziemt.»

Die nächsten Jahre brachten für die Familie häufige Ortswechsel. 1880 finden wir Wyss in Fahrni bei Steffisburg. Im Frühling des gleichen Jahres übernahm Johann Wyss die Lauimühle bei Marbach, zog aber bereits 1881 nach Guggersbach in der Gemeinde Guggisberg. Nach wei-

teren 2 Jahren, am 2. Oktober 1883, ging die ruhelose Wanderung nach Lauperswil/Zollbrück weiter, wo Wyss die Schönenmühle übernahm; auch dort sollte der Aufenthalt nur von kurzer Dauer sein; 1885 zog die Familie in den Horrenbach um, wo Wyss die Mühle, Bäckerei und die Säge betrieb. Im Horrenbach scheint sich Wyss wirtschaftlich erholt zu haben. 1891 kaufte er die Mühle mit der Säge und der dazugehörigen Waldung; 1896 verkaufte er das ganze allerdings wieder an Christen Burri, zu einem guten Preis. Wyss zog ein weiteres Mal um, diesmal nach Etzelkofen, wo er ein grosses Gut antrat, welches er aber nach rund einem Jahrzehnt aus familiären Gründen wieder verlassen musste. Die unruhigen Jahre fanden mit dem Kauf der Kehrmühle in Oberbalm ihr Ende. 1907 übernahm Wyss dort die Mühle mit der Bäckerei und einem Landwirtschaftsbetrieb. Seine Nachkommen sind heute noch als Müller/Bäcker und als Landwirte am gleichen Ort ansässig.

Johann Wyss kam 27jährig als junger Bäcker und frisch verheiratet in die Cholere. Er erscheint uns im Rückblick als ein unternehmerischer Mann, der sehr bald grössere Investitionen machte. Gleich zu Anfang trug er sich mit dem Gedanken, einen Bäckerlehrling, Diethelm Stägmann aus dem Goldwil, einzustellen; vorgesehen war eine Lehrzeit von 15 Monaten. Ob der Vertrag allerdings abgeschlossen wurde, wissen wir nicht. Recht viel Geld steckte er in den Ausbau der Mühle (Champagner-Gang) und in Umgebungsarbeiten. Ob dies aber letztlich der Grund für den wirtschaftlichen Misserfolg war, kann nicht mehr abschliessend beurteilt werden; die schlechte Konjunktur und möglicherweise fehlender Geschäftssinn können das Ihrige beigetragen haben.

6.10.2. Christian Sauser sen.

Über den letzten Müller in der Cholere liegen uns nur recht wenige Zeugnisse vor. Einiges wurde schon im Kapitel 6.1. berichtet.

Christian Sausers erste Frau Anna Gurtner starb bei der Geburt des ersten Kindes 1879. Lina wuchs in der Folge nicht in der Cholere auf; 1888 heiratete Sauser die Witwe Elisabeth Neuhaus, geb. Furer (1853–1916). Diese brachte 8 Kinder in die Ehe; gemeinsam hatten die beiden noch 2 Kinder: Louise (1888–1975) und Christian jun.

(1890–1940). Nach der Aufgabe der Müllerei arbeitete Christian sen. für die Mühle Lanzrein in Thun. In späteren Jahren machte er *Wedele*, welche er zu 1 Franken das Stück an die Bäckerei Bieri in Thun und einen Bäcker in der Bächimatt verkaufen konnte. Den Transport besorgte Christian jun. auf einem Handwagen. Sauser soll seinerzeit reich geheiratet haben; er hat aber offenbar das Geld nach und nach in Alkohol umgesetzt und war viel in den Wirtschaften anzutreffen. Mit Ross und *Schesli* fuhr er oft nach Thun. 1889 kaufte Sauser das Gut Am Rain, auch Schmidrain genannt, das er allerdings bereits 1892 wieder weiterverkaufte. Nach einer anderen Angabe soll Sauser sen. über keine Pferde verfügt haben; seine Streitlust sei sehr gefürchtet gewesen, und mit manchem habe er den Gang aufs Schloss in Thun angestrengt. Sauser muss *es kuurligs Mannli, e uchummlige Pursch* gewesen sein, eine Aussage, die von verschiedenen Personen bestätigt wird.

7. Die Bäckerei in der Cholere

7.1. Die Bäckerei

Dass der Choleremüli bei ihrer Errichtung auch eine Bäckerei angegliedert wurde, stellt keine Besonderheit dar. Zwar bestanden in älterer Zeit in der näheren Umgebung der Cholere bei verschiedenen Bauernhäusern freistehende Ofenhäuser, in denen ihre Besitzer und allenfalls auch Nachbarn ihr Brot buken. Die meisten Bauern, die über keinen eigenen Backofen verfügten, werden aber ihr Korn in die Mühle gebracht und an Stelle des Mehls Brot zurückgenommen haben.

7.2. Die Backstube

Im Erdgeschoss der Mühle, in der nordöstlichen Ecke des Hauses, befindet sich die ehemalige *Backstube*. Sie ist heute stark verändert und als Zimmer ausgebaut. Noch besteht aber der alte Holzbackofen, der über die Nordostwand der Mühle hinausragt. Zur Zeit, als die Scheune noch

nicht errichtet war, dürfte der Backofen gegen das Wetter mit einem Klebedach geschützt gewesen sein.

Zwei Fenster geben dem Raum das nötige Licht; das Wasser musste der Bäcker vom Brunnen neben der Haustüre holen.

7.3. *Der Alte Bernerofen*

Der Ofen wurde von der Firma R. Karlen in Thun gebaut. Der *Bachofenraum* (Innenraum des Backofens) weist eine beachtliche Grösse auf; er misst rund 2,2 m auf 2,2 m; seine leicht gewölbte Decke, *ds Gwöub*, ist an seiner höchsten Stelle in der Mitte gut 30 cm hoch. Aussen weist der Ofen einen aus Backsteinen gemauerten Mantel auf, dessen Wände verputzt sind.

Die Beheizung des Ofens, direkt im Backofenraum, erfolgte von der Backstube aus durch die *Schuebtüüre*.

1876 musste Johann Wyss offenbar das Backofengewölbe erneuern; jedenfalls findet sich ein Ausgabenposten von 46 Franken für 700 Stück Gewölbsteine, das Stück zu 6½ Rp.

7.4. *Die Ausstattung der Bäckerei*

Über die Grundausrüstung der Bäckerei sind wir durch den Kaufvertrag Sauser-Wyss von 1878 unterrichtet; demnach gehörten zu den Gerätschaften:

1 Feuerhaken	1 Dezimalwaage
1 Ofenziehe	1 Salzstande
1 Eisenhafen	Brottücher
2 Mulden	Schüsseln
4 Bütten	

Daneben gehörten noch Schwingbesen, Kellen aller Art, Litermass, Teighorn (Spachtel/Schaber zum Auskratzen der Mulden) und eine Petrolampe zur Ausstattung.

7.5. Der Backvorgang

Am Vorabend mussten vom Bäcker verschiedene Vorbereitungen für den nächsten Tag getroffen werden. Für den Brotteig musste *gheblet* werden, das heisst, es wurde aus Hefe, Wasser und wenigen Pfund Mehl ein Vorteig zubereitet. Diesen mischte man am nächsten Tag mit dem restlichen Salz, Wasser und Mehl zum eigentlichen Brotteig, den man $\frac{3}{4}$ Stunden *habe* (gären) liess.

Ebenfalls am Vorabend wurde die Feuerung vorbereitet, das Holz, *We-dele* oder *Ladeschwaarte* wurden sorgsam *iigschtützt*.

Die Feuerung des Ofens wurde vom Bäcker über die beiden *Zuugschieber* gesteuert. Mit ihnen konnte die Luftzirkulation *i de Züüg* und im Backofen gesteuert werden, indem sie mehr oder weniger geöffnet wurden. Damit genug Zug vorhanden war, musste *d Bachofenruumtüüre* (auch: *Schuebtüüre*) einen Spalt weit offen gelassen werden.

War das Holz verbrannt, so wurde die Asche mit einer *Chrucke* (auch: *Füürhoogge*) in die vorgehängte *Äschewanne* herausgezogen; sie wurde später als Dünger auf die Wiesen ausgebracht.

Die restliche Glut wurde hinten links und rechts im Backofenraum bei den Zügen verteilt; damit wurde erreicht, dass der Backofen eine gleichmässige Temperatur aufwies und nicht im Bereich der Züge zu schnell auskühlte. Um die Backfläche, *der Bode*, gut zu säubern, wirbelte man mit einem nassen, an einer Stange befestigten Tuch oder Sack den Staub im Backofenraum auf, *me het useghudlet*: Der entstehende Luftzug und der Dampf rissen den restlichen Aschenstaub durchs Kamin weg. Teilweise blieben kleine *Chöleli* zurück; diese wurden im Brot nicht ungern gesehen, trugen sie doch auch zu seinem richtigen Geschmack bei. Dass der Ofen die nötige Temperatur aufwies, konnte man an den weissen Wänden des Backofenraumes erkennen; bei tieferen Temperaturen, als das Brotbacken erforderte, waren die Wände geschwärzt.

Nach dem *Ushudle* war es ratsam, den Ofen etwa eine Viertelstunde *lo abstoo*, damit er nicht *z stächig* (zu heiss) war.

In den sauberen Backofenraum konnten nun die Brote (*der Schuss*; *der Schueb*; *der Baach*), deren Teig man von Hand geknetet, abgewogen und geformt, *ufgschaffet* hatte, mit *em Schüssu* eingeschossen werden.

Voranehend liess man die Brote aber noch rund eine Viertelstunde *itüechlet lo habe*.

In einem Schuss sollen jeweilen 1 Zentner (100 Pfund) Brotteig verbakken worden sein. Jeden zweiten Tag, so jedenfalls bei Bäcker Tschanz, wurden zwei Schüsse am gleichen Tag gebacken. Dies ergab dann 60 bis 80 Zweipfünder. Um zu verhindern, dass die Brote im Bereich der Schubtüre zu wenig Hitze erhielten, schichtete man hinter der Backofenraumtüre einen kleinen Glutwalm auf.

Der entstehende Dampf und die Hitze beim Öffnen der Backofenraumtüre wurde durch die geöffnete *Dampfabzugsklappe* oder *Stoubfauue* aufgefangen und in das Kamin geleitet.

Die Backzeit betrug für *Pfünder* rund 45, für *Kilööner* 60 Minuten. Sollten im Anschluss an die Brote noch *Züpfе* gebacken werden, so musste der Ofen noch ein wenig nachgeheizt werden.

7.6. *Der Kundenkreis*

Über den Kundenkreis der Bäcker im 19. Jahrhundert haben wir lediglich von Johann Wyss einige Angaben. Man darf aber annehmen, dass sie ebenfalls für seinen Nachfolger, Christian Sauser sen., zutreffen.

Wyss lieferte sein Brot ausschliesslich an die Kunden in der näheren Umgebung, in Einzelfällen aber sogar bis in den Homberg.

Genaueres wissen wir hingegen aus den 1920er Jahren, als Tschanz Bäcker in der Cholere war: Seine Kunden waren Privatleute, die Pensionen in Heiligenschwendi sowie das Sanatorium.

Einige Leute holten ihr Brot selber in der Bäckerei ab, daneben bestand aber auch eine Brotablage im Dörfli, im Lädeli der Familie Egli. Das Brot für die Pensionen (Niesenblick, Alpenblick, Haltenegg und Bellevue) sowie für das Sanatorium wurde ausgeliefert. Die beiden Tschanz-Söhne besorgten den Transport ins Dörfli und nach Schwendi mit einem kleinen, zweispännigen Hundekarren.

7.7. *Brot und Gebäck*

In den Aufzeichnungen von Wyss wird lediglich Brot aufgeführt; die Grösse und die Sorte lassen sich leider nicht mehr ermitteln.

Unter Tschanz wurde in der Cholere hauptsächlich Ruchbrot in der Grösse von 2- und 4-Pfündern gebacken, daneben aber auch Weissbrot, Züpfe, Weggli und *Stückli* (Feingebäck).

7.8. Die Bäcker in der Cholere

Die Choleremüller waren zugleich Bäcker; mit Sicherheit wissen wir dies von Johann Wyss und seinem Nachfolger Christian Sauser sen. Über Zysset und Spring fehlen uns entsprechende Angaben. Die Verbindung von Mühle und Bäckerei treffen wir häufig an; die beiden Gewerbe ergänzten sich in idealer Weise, besonders bei kleinen Betrieben.

7.8.1. Ernst Tschanz

Erst von Ernst Tschanz liegen uns ausführlichere Zeugnisse vor. 1921 war er von Diemtigen in die Cholere als Bäcker gezogen. Hier bewohnte er als Untermieter von Sauser mit seinen zwei Söhnen nur ein Zimmer in der Choleremüli und betrieb die Bäckerei. Das Gewerbe, das wie die Mühle unter Sauser sen. eingegangen war, erlebte allerdings nur ein kurzes Wiederaufleben; schon 1923 bezog Tschanz die neu errichtete Bäckerei beim Schulhaus. Damit erlosch das Feuer in der Cholere-Bäckerei endgültig.

8. Johann Zysset

Johann Zysset in der Cholere muss einer der Grossen in der Gemeinde gewesen sein. Es wäre reizvoll, das Leben dieses Heiligenschwendiburgers etwas genauer nachzeichnen zu können; wir müssen uns aber mit einigen wenigen Strichen begnügen.

Johann Zysset wurde am 3. 8. 1821 als ältestes von 9 Kindern dem Friedrich Zysset und der Anna Spring geboren. Sein elterliches Zuhause war vermutlich das Schubhaus.

Am 21. 7. 1848 heiratete er im Berner Münster seine erste Frau, Margaritha Reusser, mit der zusammen er 4 Kinder hatte: Anna (*1. 10. 1850),

Johann (*14. 10. 1854), Christian (*25. 10. 1861) und Maria (*19. 5. 1868). Nach 27 Ehejahren verstarb Margaritha 1875.

Am 6. 4. 1886 heiratete Johann, mittlerweile 65jährig, zum zweiten Mal. Aus dieser Ehe mit der etwas jüngeren Witwe Katharina Zysset (geborene Gerber, 21. 1. 1826–16. 9. 1896) gingen keine Kinder mehr hervor. 1896 verstarb Katharina 70jährig.

Johann überlebte seine zweite Frau um 6 Jahre und starb schliesslich betagt mit 81 Jahren am 10. 12. 1902 in Heiligenschwendi.

Zysset scheint ein unternehmerischer Geist gewesen zu sein. Im Laufe der Jahre treffen wir ihn laut Quellen in verschiedensten Ämtern und mit verschiedenen Berufen an. In jungen Jahren war er Miliz-Instruktor; hauptberuflich war er in Heiligenschwendi dann Landwirt, baute zusammen mit Spring von der Hundschüpfe die Choleresaagi und die Cholere-müli, wobei wir aber nicht wissen, ob er auch selber als *Saager* und Müller gearbeitet oder Leute angestellt hat.

Zysset scheint kapitalkräftig gewesen zu sein; dies zeigt sein Liegenschaftshandel. Von den beiden Höfen in der Cholere haben wir gesprochen. 1888 kaufte er schliesslich von Katharina Imhof auch das Schubhuus.

Als 1873 die neue Käserei gebaut wurde, zeichnete Johann Zysset 4 Aktien und wurde nur von Samuel Spring auf der Hundschüpfe mit 5 und Jakob Reusser im Echhouz mit 6 Anteilscheinen übertroffen; die Mehrheit der Teilhaber zeichnete dagegen lediglich $\frac{1}{2}$ bis 3 Aktien.

Von 1860 bis 1878 amtierte Zysset als Obmann (Gemeindepräsident), ein Amt, das er nochmals von 1889 bis 1892 versah.

Daneben wird er 1870 auch als Pfandvogt genannt.

9. Die Weid in der Kolaren – Eine Zusammenfassung

Wir haben versucht, in unserer Arbeit die Geschichte des Cholerebödelis und seiner Besitzer und Bewohner nachzuzeichnen und auszuleuchten. Für die Zeit des 19. und 20. Jahrhunderts mag dies gelungen sein, wenn auch vieles im Dunkeln bleiben muss. Einiges wird sich im Laufe der Zeit möglicherweise noch hinzufügen, anderes wird für immer der Vergessenheit anheimgefallen sein.

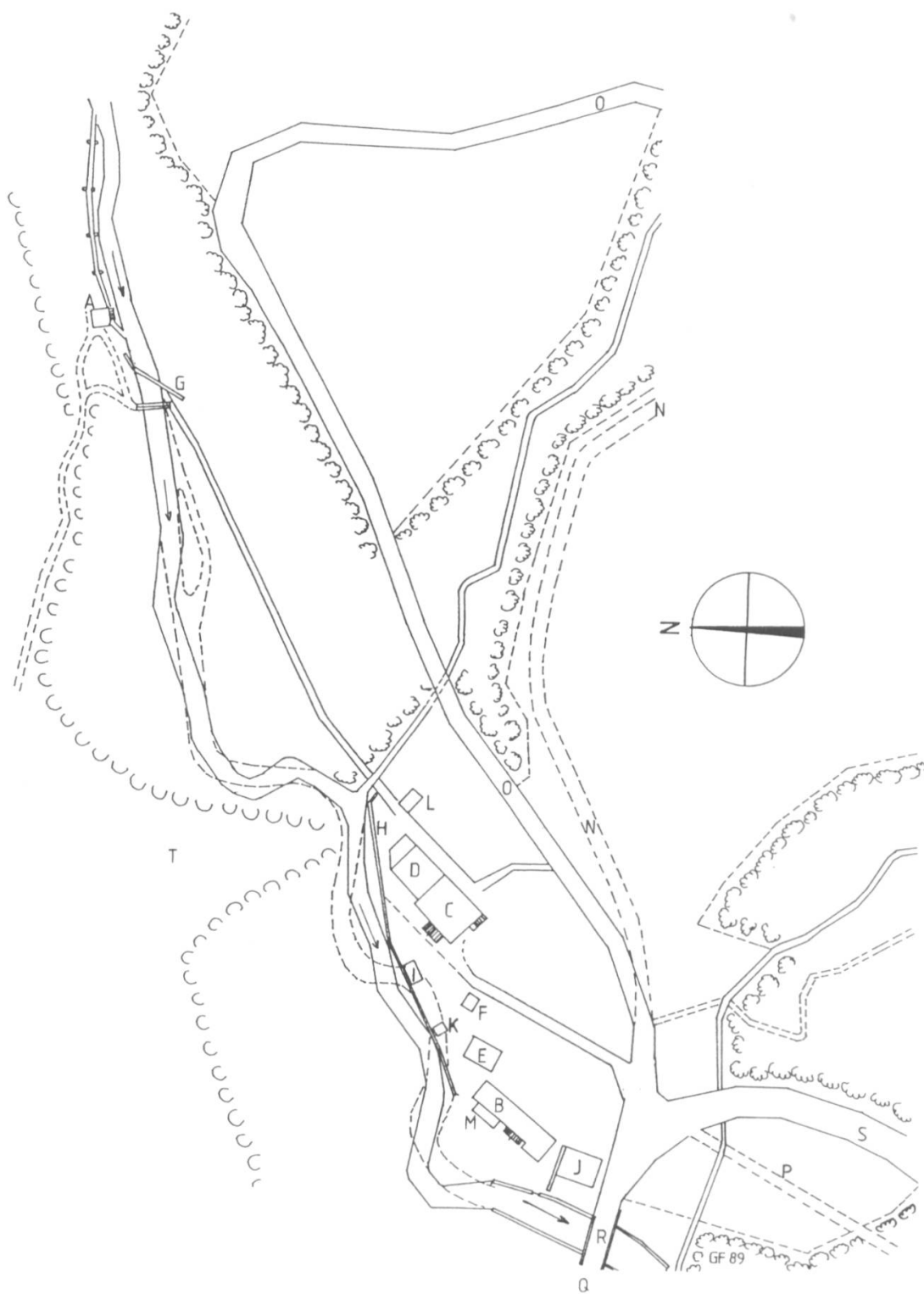


Abb. 15. Übersicht Baujahre 1848 bis 1990

Versuchen wir nun noch zum Schluss, den Bogen von den ersten bekannten Anfängen bis zur Gegenwart zu schlagen.

Das Land, auf dem heute die Gebäude der Säge und der Mühle auf dem Cholerebödeli stehen, gehörte 1527, im Jahr der erstmaligen urkundlichen Erwähnung, zur sogenannten Kolaren-Weid, einer Besitzung der Thuner. Diese lag zwischen zwei Gräben und grenzte an das Echhouz-Gut. Noch gab es in der Cholere keine Bauernhöfe.

Für die nächsten gut 270 Jahre verliert sich die Spur dann allerdings wieder. Offenbar hatten die Thuner das Land aber mittlerweile verkauft, mit grosser Wahrscheinlichkeit ans Echhouz-Gut. Wann die beiden Höfe in der Cholere gebaut wurden, kann im Augenblick nicht festgestellt werden. 1832 wird im Abtretungs- und Teilungsvertrag der Susanna Zysset aus dem Echhouz ein neu erbautes Heimwesen, die Kohleren, genannt; dazu gehörte auch das Cholerebödeli. Zweifellos handelt es sich um das heutige Eggenberg-Haus.

Abb. 15. Übersicht Baujahre 1848 bis 1990

Übersicht Baujahre 1848 bis 1990

- A Kochenstampfe 1848; abgetragen?
- B Säge 1858
- C Mühle/Bäckerei 1864
- D Mühlescheuer, Stall, Auffahrt 1867 oder 1868
- E Saagistöckli zwischen 1858 und 1892, zerstört durch Brand 1934
- F Ziegenstall zwischen 1858 und 1892, zerstört durch Hochwasser 1907
- G Schwelle vor 1889
- H Mauer nach 1907
- I Weiher zwischen 1907 und 1920
- J Ladenschopf 1930
- K Bienenhaus 1936
- L Hühnerhaus 1947
- M Holzschopf 1950er Jahre?
- N alter Karrweg bis 1861/62
- O Alte Schwendistrasse 1861/62
- P Hundschüpfenfahrweg 1862
- Q Fahrstrasse Holi Tanne–Choleresaaigi 1872
- R neue Brücke und Mauern 1909
- S Neue Schwendistrasse 1916/17
- T Kneubühlers-Weid aufgeforstet nach 1908

1847 erhielt Johann Zysset, der spätere Erbauer der Säge und Mühle, von seinem Vater Friedrich die Cholere (heute: Eggenberg) abgetreten. Dieser hatte sie 1840 von Johann Frutiger käuflich erworben. Zu diesem Heimwesen hatten früher auch die Halten und der Schallenberg gehört. Er behielt sie bis 1861 in seinem Besitz; dann verkaufte er das Heimwesen (auch Untere Cholere genannt), allerdings nicht das ganze, an Ulrich Imhof für 7000 Fr. 1 Jucharte «untenab» behielt er sich vor; am Bach stand ja bereits seit 1858 die Säge, die er zusammen mit Spring betrieb. Möglicherweise hegte er schon damals die Absicht, später auf diesem Land ein weiteres Wasserwerk zu errichten. Das nötige Kapital dürfte nach dem Verkauf der Unteren Cholere vorhanden gewesen sein.

Bereits 1855 hatte Johann Zysset von Johann Reusser das zweite Heimwesen in der Cholere (heute: Aebersold) gekauft; dieses Doppelhaus blieb bis 1893 in seinem Besitz, als er es seinem Sohn Christian abtrat. Während 6 Jahren, von 1855 bis 1861, war Johann Zysset demnach im Besitz beider Heimwesen in der Cholere.

Das wechselhafte Geschick führte im Laufe der Jahre zu einer Zersplitterung der Kolaren-Weid; es entstanden nach und nach 2 Heimwesen, die Säge wurde ausgeschieden und schliesslich noch die Mühle gebaut. Erst 1954 kamen die beiden Parzellen auf dem Cholerebödeli mit dem Kauf der Mühle durch Fritz Stettler, dem seit 1934 auch die Säge gehörte, wieder zusammen.

Dem Gewerbe waren die Zeiten nicht allzu günstig gesinnt gewesen. Die Knochenstampfe musste schon nach wenigen Jahren aufgegeben werden, da die Produktion von Knochenmehl zu aufwendig war und sich nicht mehr lohnte.

Der Säge waren wechselvolle Jahre beschieden. Erfolg und Krise wechselten sich ab; als besonders schwierig erwiesen sich die Jahre vor und nach dem Ersten Weltkrieg. Aber immerhin rund 100 Jahre vermochte sich die Säge zu behaupten, bis sie einer neuen Zeit weichen musste.

Die Mühle und die Bäckerei, von der Anlage her für Jahrhunderte gebaut, waren ein Fehlschlag. Der unternehmerische Zysset und seine Geschäftspartner Spring Vater und Sohn hatten die Zeichen der Zeit nicht erkannt und 1864 in eine Technologie investiert, die sich bereits nach wenigen Jahren als veraltet und nicht mehr konkurrenzfähig erwies, weil der Markt sich grundlegend geändert hatte. Zysset und Spring

kamen ungeschoren davon, und erst ihre Nachfolger bekamen den Strukturwandel zu spüren. Dass in der Cholere je das Müllergewerbe blühte, kann nicht behauptet werden, dürften sich Rad und Steine doch höchstens ein Vierteljahrhundert gedreht haben.

Die gewerbliche Tätigkeit in der Cholere war aus dem bäuerlichen Umfeld herausgewachsen. Knochenstampfe und Säge waren für ihre Besitzer, die in erster Linie Landwirtschaft trieben, Nebenerwerbsbetriebe. Die Mühle und die Bäckerei dürften als Vollerwerbsbetriebe konzipiert worden sein; doch wissen wir darüber nichts Bestimmtes.

Als der Strukturwandel hin zum industrialisierten Betrieb einsetzte, der zwangsläufig mit einer starken Öffnung verbunden war, konnten die Gewerbe in der Cholere letztlich nicht mithalten. Andere Standorte in günstigerer Verkehrslage und mit besseren Platzverhältnissen erwiesen sich als geeigneter, dem Konkurrenzdruck zu widerstehen.

Abbildungsnachweis

Buchhofer Erika	5
Bundesamt für Landestopographie	2
Meyers Konversationslexikon 1896/97	14
Stettler Fritz	6, 11
Verfasser	1, 3, 4, 7, 8, 9, 10, 12, 13, 15

